Heft Nr. 2 | Juni 2025 – August 2025

EineWelt

Magazin aus Mission und Ökumene

Schwerpunkt

Gemeinde in Vielfalt

Interkulturell Kirche sein

Ab Seite 20:

Mission EineWelt

NEWS

Außerdem im Heft

Koloniale Kontinuitäten überwinden

Ein Blick auf die schmerzhafte Geschichte von Afrika und Europa und darauf, was Kirche und Mission heute zur Überwindung von Rassismus tun können.

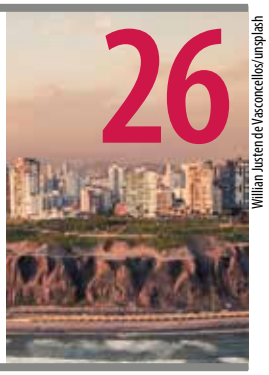
Nicht länger unsichtbar

Aktivistin Sofia Mauricio Bacilio setzt sich für die Rechte der Hausangestellten in Peru ein. Und sie weiß, wovon sie spricht.

INHALT

Interkulturell Evangelisch in Bayern

Thomas Paulsteiner/MEW



Willian Justen de Vasconcellos/unsplash

Schwerpunkt: Gemeinde in Vielfalt

4 Interkulturell Kirche sein
Wie können Gemeinden interkulturell und vielfaltsfähig Kirche gestalten? Denkanstöße liefern Aguswati Rambe und Markus Hildebrandt Rambe, die aus ihren ökumenischen Erfahrungen mit internationalen Gemeinden schöpfen können.

8 Wie wollen wir zusammenleben?
Aus der tansanischen Millionenstadt Daressalam berichtet Pfarrerin Ursula Kronenberg, wie Respekt, Dialog und gemeinsame Werte Brücken bauen können – über kulturelle und religiöse Grenzen hinweg.

12 Bezugsort und Brückenbauerin zugleich
Für die Deutsche Gemeinde in Nairobi stellt sich immer wieder neu die Frage nach ihrer Rolle und ihrem Beitrag zum interkulturellen Miteinander in Kenias Hauptstadt.

15 Stärke der Kirche liegt in ihrer Vielfalt
Gedanken zum Thema von Hanns Hoerschelmann, Direktor von Mission EineWelt, dem Centrum für Partnerschaft, Entwicklung und Mission der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern.

16 Toleranz geht durch den Magen
Theologe Joefrerick Bin Ating erklärt im Interview, wie offene Gastfreundschaft hilft, Konflikte zu entschärfen und den gesellschaftlichen Zusammenhalt zu stärken.

20 Poster: Reinhören lohnt sich
4 Podcast-Tipps für den Sommer.

2 Panorama

22 Verantwortung anerkennen, gemeinsam Zukunft gestalten
Masiiwa Ragies Gunda spricht im Interview über die schmerzhafte Geschichte von Europa und Afrika und erläutert Schritte, die zur Überwindung von Rassismus beitragen.

26 Nicht länger unsichtbar
Aktivistin Sofia Mauricio Bacilio setzt sich seit über 30 Jahren für die Rechte der Hausangestellten in Peru ein.

30 Hoffnung auf Gerechtigkeit, Frieden und nationale Einheit
Sri Lanka hat bewegte Jahre hinter sich. Mit der neuen Regierung keimt nun Hoffnung auf Aufschwung, doch die Spuren der Krise sind tief.

35 Kolumne

36 Frieden beginnt mit Begegnung
Im Trainingsprogramm Frame the Future entwickeln junge Erwachsene aus Europa Kompetenzen für Dialog, Gerechtigkeit und Verständigung.

38 Buchbesprechungen

39 Ein Bild – eine Geschichte

40 Rezept

Rätsel/Vorschau

Impressum

Titelfoto: Nina Strehl/unsplash

ISSN 0949-216X
(früher „die Weltmission“) 105. Jahrgang
Zeitschrift der Evangelischen Mission Weltweit e. V. (EMW)
Herausgeber: Rainer Kiefer
Chefredaktion: Corinna Waltz (v.i.S.d.P.)
Redaktion: Corinna Waltz (CW), Tanja Stünckel (TS), Katrin Lüdeke (KL)
Redaktionsassistenz: Bianca Soltau
Layout: Bianca Soltau

Redaktionsadresse:
EineWelt, EMW, Normannenweg 17-21, 20537 Hamburg, Tel. 040 25456-153, redaktion@mission-weltweit.de

EineWelt erscheint vier Mal jährlich.
Jahresbezugspreise:
Print- und Digital-Abo: Inland 18 Euro
Ausland: 22 Euro / Digital-Abo: 12,50 Euro
Einzelheft: 4,50 Euro

Verlag und Vertrieb:
Missionshilfe Verlag
Verlag der Deutschen Evangelischen Missionshilfe, Normannenweg 17-21, 20537 Hamburg, Tel. 040 25456-143, Fax 040 2542987
info@demh.de, www.demh.de

Bank: Ev. Darlehnsgenossenschaft (EDG) Kiel, IBAN: DE77 5206 0410 0006 4137 14

Anzeigen: Auf Anfrage beim Verlag.

Druck: MHD Druck und Service, 29320 Hermannsburg

EineWelt wird auf FSC-zertifiziertem Papier gedruckt, die CO_2-Belastung durch den Druck wird durch Kompensationszahlungen an klimaschonende Projekte ausgeglichen.

Über den Einsatz von KI in unserer redaktionellen Arbeit informieren wir auf der EMW-Website: www. mission-weltweit.de.

EDITORIAL

EMW

Corinna Waltz
Chefredakteurin »EineWelt«

LIEBE LESER*INNEN,

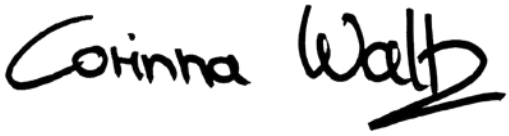
wie wollen wir in einer vielfältiger werdenden Gesellschaft zusammenleben? Diese Frage bewegt nicht nur die Politik und die Gesellschaft, sondern auch die Kirchen. Und das nicht nur in Deutschland. In Daressalam, der Millionenstadt in Tansania, ist interkulturelles und interreligiöses Zusammenleben selbstverständlich Teil des Alltags. Von dort berichtet Ursula Kronenberg, die Pfarrerin der deutschsprachigen Gemeinde, wie gegenseitiger Respekt, Dialog und gemeinsame Werte tragfähige Brücken über kulturelle und religiöse Unterschiede hinweg bauen können. In Zeiten weltweiter Polarisierungen ist dies eine Ermutigung: Vielfalt ist nicht Bedrohung, sondern Bereicherung – wenn wir ihr mit Offenheit und Lernbereitschaft begegnen.

Auch in Nairobi, Kenia, steht die deutschsprachige Gemeinde exemplarisch für ein neues Selbstverständnis: als Bezugsort für Vertrautes und zugleich als Brückenbauerin inmitten einer pulsierenden, internationalen Stadtgesellschaft. Welchen Weg sie dabei beschritten hat und welche Fragen sich immer wieder neu stellen, berichtet der Afrika-Referent von Mission EineWelt, Klaus Dotzer.

Ein weiteres inspirierendes Beispiel liefert Malaysia: Dort hat sich die Tradition des „Open House“ etabliert – ein offenes Einladen zu Festen, bei dem Essen, Gespräche und Gemeinschaft die Barrieren zwischen Religionen und Kulturen überwinden helfen. Theologe Joefrerick Bin Ating berichtet im Interview mit meinem bayerischen Kollegen Thomas Nagel, der den Schwerpunkt dieser Ausgabe zusammengestellt hat, wie diese Praxis gesellschaftlichen Zusammenhalt fördert und auch für Kirchengemeinden in Deutschland ein Modell sein kann, Vielfalt praktisch zu leben.

Die Stärke der Kirche liegt in ihrer Vielfalt, bringt es Hanns Hoerschelmann, Direktor von Mission EineWelt, auf den Punkt. Um Gemeinden auf dem Weg zu mehr kultureller Vielfalt und Öffnung zu unterstützen, wurde die Fachstelle „Interkulturell Evangelisch in Bayern“ ins Leben gerufen. Das Leitungsteam Aguswati Rambe und Markus Hildebrandt Rambe geben Einblick in ihre Arbeit und machen Mut, Kirche in Vielfalt zu gestalten.

Es grüßt Sie Ihre



Evangelische Mission Weltweit

Association of Protestant Churches and Missions in Germany

Siebzig Jahre Todestag Christoffel

Der evangelische Pfarrer Ernst Jakob Christoffel (4.9.1876–23.4.1955) setzte sich im vergangenen Jahrhundert für Menschen mit Behinderungen ein, um ihnen ein besseres Leben zu ermöglichen. Christoffels Beispiel folgt die nach ihm benannte Christoffel-Blindenmission (CBM) bis heute. Abbas Schah-Mohammedi hat ihn noch persönlich gekannt. Der gebürtige Iraner, der selbst mit acht Jahren erblindete, war einer seiner letzten Schüler. In Christoffels Heim im persischen Isfahan fühlte er sich erstmals als blinder Mensch angenommen. Keine Selbstverständlichkeit in dieser Zeit: „Bei Christoffel waren wir normale Menschen", berichtet der heute 87-Jährige. „Das war in dem Dorf, in dem ich früher lebte, nicht so. Da wurde Blindheit als Strafe Gottes angesehen." *(CBM)*

3 FRAGEN AN...

Das Gespräch führte Sung Kim

Denice Kanda

Referentin für kirchliche Partnerschaften mit Schwerpunkt Afrika und Interkultur bei Mission EineWelt in Bayern.

Bevor die Leute auf Mission gehen, kommen sie zu Ihnen. Ist das immer noch aufregend, oder gewöhnt man sich?

Jetzt im zweiten Jahr fühle ich mich wesentlich entspannter, weil ich einen Überblick habe, wie wichtig welche Aufgaben sind, oder mit welchem Vorlauf man bestimmte Dinge machen muss. Die Vorbereitung unserer Mitarbeitenden, die wir ins Ausland senden, ist trotzdem immer spannend, weil jeder Mensch anders ist, und man sich darauf einlassen muss.

Wie kam es, dass Sie Heinrich Bedford-Strohm aufgewogen haben?

Das war eine Aktion zur Handy-Sammelkampagne. Meine Kollegin hatte die Idee, den damaligen bayerischen Landesbischof mit gesammelten Althandys aufzuwiegen – auf einer großen Waage! Auf der einen Seite der Bischof, auf der anderen Handykisten aus ganz Bayern. Ich habe die Organisation übernommen, war in Kontakt mit den Verantwortlichen, habe die Bühne vorbereitet. Es war mein erstes großes öffentliches Projekt. Und es hat funktioniert! Wir hatten so viele Handys, dass sie den Bischof deutlich übertrafen.

Was ist Ihnen von Ihrem Freiwilligenjahr in Kolumbien und was von Ihrer Dienstreise durch verschiedene Länder Afrikas in Erinnerung geblieben?

Das war spannend! In Kolumbien bin ich zum ersten Mal nicht aufgefallen, weil ich vom Aussehen her Kolumbianerin sein könnte. Ich wurde direkt auf Spanisch angesprochen. Erst als ich den Mund aufmachte, wurde klar, dass ich keine Muttersprachlerin bin. Anfangs war mein Spanisch holprig, aber am Ende des Jahres hätte ich fast als Kolumbianerin durchgehen können. In Afrika war ich besonders beeindruckt von der Freundlichkeit und Herzlichkeit der Leute. Wie sie oft wirklich alles haben stehen und liegen lassen, um uns zu begrüßen und uns diese Ehre zu erweisen.

Tipp der Redaktion

Hören Sie das ganze Gespräch im Podcast Horizontwechsel:
podcast.mission-einewelt.de

Herzlichen Glückwunsch, EMW

Ein halbes Jahrhundert partnerschaftlich arbeiten, ein guter Grund zum Feiern. Die Evangelische Mission Weltweit (EMW) begeht im Jahr 2025 ihr 50-jähriges Bestehen. Das Jubiläum markiert ein halbes Jahrhundert intensiver Zusammenarbeit evangelischer Kirchen und Werke in Deutschland mit Partnerorganisationen weltweit.

„Was vor 50 Jahren als Zusammenschluss evangelischer Kirchen und Werke begann, ist heute ein internationales Netzwerk mit Haltung. Wir hören zu, wir lernen, und wir setzen uns gemeinsam mit unseren Mitgliedern und Partner*innen für eine weltweite Ökumene, Gerechtigkeit und Hoffnung ein“, freut sich EMW-Direktor Rainer Kiefer anlässlich des runden EMW-Geburtstags.

Das Jubiläum bietet zudem auch Anlass, auf prägende Entwicklungen und zentrale Inhalte der Arbeit zurück- aber auch offen für zukünftige Herausforderungen nach vorn zu blicken – ein Prozess, der genaugenommen bereits zum 40-jährigen Bestehen seinen Ausgangspunkt nahm.

2015 begann die EMW einen grundlegenden Perspektivprozess, der über mehrere Jahre hinweg die Organisation reflektierte und zukunftsfähig machte. Das Evangelische Missionswerk in Deutschland wurde im Zuge dieses Wandels zur Evangelischen Mission Weltweit – ein neuer Name, der die inhaltliche Neuausrichtung unterstreicht und das Selbstverständnis als Plattform und Netzwerk ökumenischer Zusammenarbeit deutlicher kommuniziert. Denn die EMW versteht sich nicht nur als Dachverband, sondern auch als international anerkanntes Kompetenzzentrum für missionstheologische Fragestellungen und als Fachverband für ökumenische Weltmission.

Die EMW setzt sich beispielsweise verstärkt mit der kolonial geprägten Geschichte der Mission im Globalen Süden auseinander und fördert allgemein eine kritische Reflexion des Missionsbegriffs und viele weitere Themen aus der weltweiten Ökumene. Regelmäßig halten diese Themen auch Einzug in die von der EMW herausgegebene Zeitschrift „EineWelt“ (Ja, genau. Die Zeitschrift, die Sie gerade lesen). Und die EMW fördert auch ganz konkret im Auftrag ihrer Mitglieder ökumenisch-theologische Ausbildung weltweit, darunter etwa theologische Hochschulen in Afrika, Lateinamerika und Asien.

Ein halbes Jahrhundert EMW ist aber nicht nur Anlass zur Rückschau, sondern auch ein Moment des Aufbruchs. Denn die EMW wird sich weiterhin den Herausforderungen einer sich wandelnden Welt stellen und die theologische Reflexion und internationale Zusammenarbeit gemeinsam mit ihren Mitgliedern und Partner-Organisationen engagiert gestalten. *(TS)*

Unser Lesetipp

Gemeinden als Ort gelebter Vielfalt

Verlag

Viele Kirchen erleben einen dramatischen Relevanzverlust. Für den methodistischen Pastor Friedemann Burkhardt liegt die Lösung weniger in neuen Strukturen als vielmehr in den Menschen selbst. Denn Studien zeigen: Wesentliche Impulse liegen im Leitungsstil und in den Werten der verantwortlichen Menschen. Es braucht also eine klare Vision und mutiges strategieorientiertes Handeln, so das Plädoyer des promovierten Theologen und Experten für Kirchen- und Gemeindeentwicklung. Sein Buch verbindet empirische Forschung mit theologischer Reflexion und praxisnahen Impulsen – für Leitende, Lehrende und alle, die Kirche in der Diversität des Lebens gestalten wollen. Denn Friedemann Burkhardt ist überzeugt: Interkulturalität ist kein Randthema, sondern ein Wesenszug des Evangeliums. Sie ist nicht eine Option, sondern eine theologische Notwendigkeit, um die Vielfalt des Leibes Christi sichtbar zu machen und Kirche und Gesellschaft zu erneuern. Gemeinden, die Unterschiedlichkeit als Chance begreifen, können sozialen Zusammenhalt stärken und einem Glauben Raum geben, der Ausgrenzung überwindet.

Friedemann Burkhardt, Zusammen leben in Gottes Haus – Gemeinde interkulturell gestalten, Neufeld Verlag, 275 Seiten
ISBN 978-3-86256-198-8

Interkulturell Kirc

Gemeinden auf dem Weg zu mehr kultureller Vielfalt und Öffnung begleiten – das ist Auftrag der landeskirchlichen Fachstelle „Interkulturell Evangelisch in Bayern“. Aus ihren ökumenischen Erfahrungen mit internationalen Gemeinden in Bayern berichten die Fachstellenleitungen Aguswati Rambe und Markus Hildebrandt Rambe. Und sie teilen Denkanstöße, wie Gemeinden in einer Zuwanderungsgesellschaft interkulturell und vielfaltsfähig Kirche gestalten können.

Interkulturell Evangelisch in Bayern

Weltweite Partnerschaftsarbeit versucht, lebendige Beziehungen zwischen „deutschen Gemeinden“ hier und „ausländischen Gemeinden“ in Partnerkirchen zu gestalten. Dabei geht es auch darum, alte Denkweisen von „wir und die anderen“, auch *othering* genannt, aufzubrechen. Ein größeres „Wir“ einer weltweiten Gemeinschaft als Glieder am Leib Christi wird mit Leben gefüllt.

Um landeskirchliche Gemeinden und nicht landeskirchlich organisierte internationale Gemeinden hier in Bayern zu unterscheiden, haben wir uns ähnliche Begrifflichkeiten angewöhnt: hier die „deutschen Gemeinden“ (wir) – und dort, meist irgendwo am Rande, die „ausländischen Gemeinden“, „Migrationsgemeinden“ oder „Gemeinden anderer Sprache und Herkunft“. Aber auch dieses *othering* entspricht längst auf beiden Seiten nicht mehr der Realität.
In Bayern gibt es über 300 kleinere und größere evangelisch geprägte „internationale Gemeinden“ (so die am häufigsten verwendete Selbstbezeichnung), die meist auch in sich selbst sehr vielfältig sind: Menschen unterschiedlicher Zuwanderungsgenerationen und Menschen ohne biographische Migrationsbezüge feiern miteinander Gottesdienst und gestalten Gemeinde, meist mehrsprachig. Gelebte Symbiosen zwischen „deutscher“ Sprache, Kultur und Verwurzelung sowie „mitgebrachten“ Sprachen, Kulturen und Verwurzelungen entstehen.

Zugleich ist auch die Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern längst nicht mehr „homogen deutsch“. Über 12 Prozent ihrer Kirchenmitglieder sind nach der letzten Mitgliederdaten-Auswertung von 2021 selbst im Ausland geboren, insgesamt etwa 20 Prozent haben einen eigenen oder familiären Zuwanderungshintergrund – aus über 180 Nationen. Für viele von ihnen gehört Mehrsprachigkeit und „mehrere Heimaten im Herzen zu tragen“ zum Lebensalltag.

Die Unterschiedlichkeit von Herkunftsgeschichten, Sprachen und kulturellen Prägungen ist also nicht die Trennungslinie, sondern eine Verbindungslinie zwischen landeskirchlichen und internationalen Gemeinden. Beide stehen auf je eigene Weise vor der Chance und Herausforderung, im Kontext einer Zuwanderungsgesellschaft interkulturell Kirche zu sein. Beide brauchen ein inklu-

he sein

Auf dem Weg zu einer vielfaltsfähigen Kirche – hier bei einem interkulturellen Gottesdienst in der Nürnberger St. Jakobskirche.

sives „Wir“, das Vielfalt und Interkulturalität als Teil von sich selbst begreift und lebt. Ganz abgesehen davon, dass viele derer, die in einer internationalen Gemeinde Heimat gefunden haben, auch Mitglieder der Landeskirche sind.

Angenommen sein und einfach so dazugehören, wie ich bin – so stellen wir uns eine christliche Gemeinde vor, in der man sich gut beheimaten kann. Heimat ist dort, wo ich mich nicht erklären muss; dort, wo ich nicht exotisiert oder fremdgemacht werde – auch wenn mein Äußeres erst einmal als „nicht phänotypisch deutsch“ oder „migrantisch“ gelesen wird. Heimat ist dort, wo ich nicht bei jeder Gelegenheit zuerst „Wo kommst du her?“ gefragt, wohlmeinend für mein „gutes Deutsch“ gelobt und auf bestimmte Stereotype festgelegt werde.

> Ab wann gehört jemand eigentlich dazu?

Landeskirchlichen Kirchengemeinden fällt es oft schwerer als vielen internationalen Gemeinden, ein solcher Ort zu sein. Denn es geht auch um das Verlernen von verinnerlichten Bildern und Verhaltensweisen:

- **Es ist gut, eine gastfreundliche Gemeinde zu sein. Aber Menschen, die hier leben, die ganz normale Kirchenmitglieder sind, als Gäste zu behandeln, grenzt aus.**
- **Es ist gut, hilfsbereit zu sein. Aber eine Haltung, die manche Menschen erst einmal als hilfsbedürftige Objekte kirchlicher Fürsorge wahrnimmt, ist paternalistisch. Zu tief sitzen dabei rassistische Stereotype zum Beispiel auf früheren kirchlichen Spendenplakaten: das hilfsbedürftige afrikanische Kind, der*die *weiße* Retter*in. Und wie gut tut doch die Dankbarkeit „unserer" Flüchtlinge, für die wir uns hier ehrenamtlich engagieren.**
- **Es ist wichtig, kulturelle Vielfalt in der Gemeinde sichtbar zu machen und gemeinsam zu feiern. Aber wenn die einen immer nur singen, trommeln, tanzen und exotisch kochen dürfen, während die anderen Regie führen, die Inhalte dominieren und das Budget bestimmen, läuft etwas schief mit der interkulturellen „Augenhöhe" und der „Bereicherung" des Gemeindelebens.**
- **Es ist wichtig, sich als Kirche mit Migrationsthemen zu beschäftigen und klar für marginalisierte Gruppen und die Menschenwürde aller einzutreten – gerade im Kontext aktueller gesellschaftlicher Entwicklungen. Besser ist es, wenn dabei nicht nur „über" und „für" die betroffenen Menschen geredet wird, sondern die ganze Vielfalt der Perspektiven und Expertisen von Menschen mit unterschiedlichen Migrationsbezügen angemessen zu Wort kommt.**

Es reicht eben nicht, wenn wir uns Vielfalt auf die Fahnen schreiben und „offen für alle" sein wollen, aber gleichzeitig – subtil und unbewusst oder manchmal ganz direkt – gesellschaftliche Ausgrenzungsmechanismen innerhalb kirchlicher Räume reproduzieren. Und im kirchlichen Kontext kann es noch verletzender sein als sowieso schon, zu erleben: Ich kann eigentlich tun, was ich will – man wird mir immer das Gefühl geben, nie wirklich dazuzugehören.

Zugehörigkeit hat dabei auch etwas mit Teilhabe und Repräsentanz zu tun. Wie gut, dass es vereinzelt erste Pfarrerpersonen oder Diakon*innen, und zunehmend auch mehr Kirchenvorsteher*innen mit eigener Zuwanderungserfahrung in den landeskirchlichen Gemeinden gibt. Als „normal" wird es noch nicht wahrgenommen, und manche haben es nicht leicht dabei. Bis zu den ersten Personen in höheren Leitungsämtern, denen man eine Migrationsbiografie ansieht oder anhört, wird es deshalb wohl noch etwas dauern.

Warum müssen wir uns mit Rassismus beschäftigen?

Können wir trotzdem nicht einfach Vielfalt feiern, ohne uns auch noch mit Rassismus zu beschäftigen? Leider NEIN! Auch wenn das kirchliche Selbstbild von „Wir sind doch die Guten, rassistisch sind nur die anderen" leicht dazu verleitet, rassistische Vorkommnisse und Strukturen innerhalb von Kirche zu bagatellisieren oder sogar einer „Überempfindlichkeit" der Betroffenen zuzuschreiben: Kirche und ihre Gemeinden sind keine Räume, die frei von Diskriminierung und Rassismus wären. Es geht nicht nur um alltagsrassistische Erfahrungen von Menschen, die negativ von Rassismus betroffen sind. Sondern auch darum, wie tief sich gesellschaftlich-historische rassistische Muster eingeprägt haben in unsere Sprache, Bilder, Strukturen, und auch in unsere Theologie.

Es gehört zu den sogenannten *weißen* Privilegien, sich aussuchen zu können, ob man sich gerade mit Diskriminierung oder Rassismus beschäftigen möchte oder nicht – ein Privileg, das Menschen, die jeden Tag davon negativ betroffen sind, nicht haben.

Aber Rassismus beschädigt auch die Beziehungsfähigkeit der durch rassistische Strukturen privilegierten Menschen. Das gilt nicht nur individuell, sondern auch kollektiv – zum Beispiel für Kirche. Und das lässt sich nicht einfach mit einem „Mangel an Willkommenskultur" erklären. Es geht um tiefer sitzende Haltungen: Grundmisstrauen gegenüber als „fremd" gelesenen Menschen oder aber deren Exotisierung, paternalistische Tendenzen, theologische, liturgische und kulturelle Überlegenheitskomplexe, ein Gemeinschaftsverständnis, das einen hohen Homogenitäts- und Assimilationsanspruch ausstrahlt.

Wie sich das auf die Beziehungsfähigkeit einer *weiß* und deutschsprachig dominierten Kirche auswirkt, die wir als evangelisch-lutherische Landeskirche nun einmal sind, kann sich auf mehreren Ebenen zeigen:

- **In der Beziehung von Kirche und Kirchengemeinden zu ihren eigenen Mitgliedern, die eine eigene oder familiäre Zuwanderungserfahrung haben oder aus anderen Gründen als „fremd" gelesen werden.**
- **In der Beziehung von Kirche und Kirchengemeinden zur Vielfalt ihres jeweiligen gesellschaftlichen Umfelds – zum Beispiel, wenn es darum geht, welche Lebensrealitäten wir überhaupt wahrnehmen und für oder mit wem wir im Sozialraum wirken wollen.**
- **In der Beziehung von Kirche und Kirchengemeinden zu internationalen Gemeinden im eigenen Umfeld (oder als „Gastmieterin" in den eigenen Räumen), insbesondere zu solchen mit afrikanischen, lateinamerikanischen oder asiatischen Bezügen.**
- **In der internationalen Ökumene und den internationalen Kirchenpartnerschaften, insbesondere zu denjenigen, die aus der Missions- und Kolonialgeschichte herausgewachsen sind.**

Möglicherweise gibt es internationale Gemeinden ja auch deshalb, weil zugewanderte Christ*innen gesellschaftlich sozialisierten Rassismus und *othering* auch in den *weiß* und deutschsprachig dominierten Landeskirchen erleben – und weniger deshalb, weil sie, wie häufig unterstellt, „ja doch nur lieber unter sich" wären.

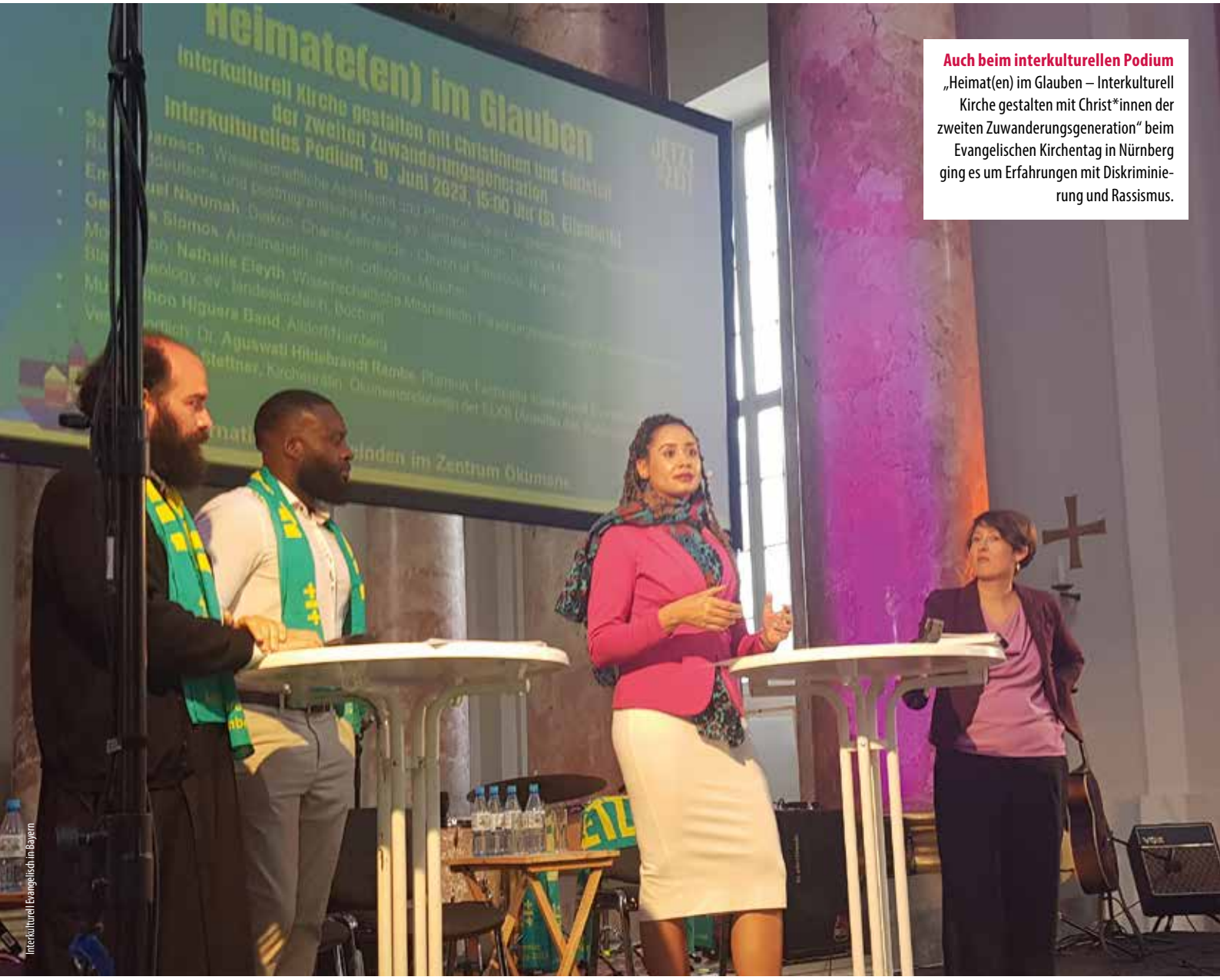
Wir haben in diesem Zusammenhang auch persönlich sehr viel von und mit Glaubensgeschwistern in internationalen Gemeinden in Bayern gelernt – auch von ihren Geschichten und ambivalenten Erfahrungen mit Landeskirche. Ehrliche und konstruktiv-kritische Begegnungen, die Themen wie Rassismus und Diskriminierung nicht ausblenden, können augenöffnend sein und uns helfen, uns neu auf unser eigenes Vielfaltspotenzial als Landeskirche zu besinnen und uns inspirieren zu lassen, interkulturell vielfaltsfähiger zu werden.

Aguswati Rambe und Markus Hildebrandt Rambe leiten die Fachstelle Interkulturell Evangelisch in Bayern.

Zum Weiterlesen

Rassismuskritisch Kirche sein

Darüber, was „rassismuskritisch Kirche sein" bedeutet, wird inzwischen auch im deutschsprachigen Raum viel reflektiert und geschrieben. Eine Auswahl aktueller Materialen dazu gibt es unter www.interkulturell-evangelisch.de/rassismus.



Auch beim interkulturellen Podium „Heimat(en) im Glauben – Interkulturell Kirche gestalten mit Christ*innen der zweiten Zuwanderungsgeneration" beim Evangelischen Kirchentag in Nürnberg ging es um Erfahrungen mit Diskriminierung und Rassismus.

Interkulturell Evangelisch in Bayern

Wie wollen wir zusammenleben?

In der tansanischen Millionenstadt Daressalam ist, wie in ganz Tansania, interkulturelles und interreligiöses Miteinander ein zentrales Element des friedlichen Zusammenlebens. Mittendrin die deutschsprachige Gemeinde mit einer aus Deutschland entsandten Pfarrerin. Für sie zeigt das Zusammenleben dort, wie in Zeiten globaler Polarisierung Respekt, Dialog und gemeinsame Werte Brücken bauen können – über kulturelle und religiöse Grenzen hinweg.

Die Millionenstadt Daressalam ist die größte Stadt Tansanias und ein Schmelztiegel kultureller und religiöser Vielfalt. Als wichtiges Instrument für die nationale Entwicklung hat der Staat erkannt, dass es für ein friedliches Zusammenleben unerlässlich ist, dass Menschen unterschiedlicher Religionen, Weltanschauungen und Kulturen friedlich und ohne Diskriminierung miteinander leben können. Christliche und muslimische Feiertage werden gleichermaßen geschätzt und respektiert.

Bei muslimischen Festtagen beispielsweise gehen die Kinder auf die Straße und bitten um ein „Naomba sikuku yangu – Ich bitte um einen Obolus zum Festtag". Abends gibt es dann große öffentliche Märkte, Menschen treffen sich, und das erbetene Geld wird für Süßigkeiten ausgegeben. Die Familien kochen zu Hause und bringen Essen zu Nachbar*innen und Freund*innen. Ziegen werden geschlachtet und jede*r isst Fleisch. Die christlichen Nachbar*innen werden dabei genauso bedacht.

Oder: Unternehmer*innen laden zu großen Weihnachtsfeiern ein. Die Belegschaft ist muslimisch und christlich. Alle sind dabei. Ein Pfarrperson und ein Sheikh werden gebeten, ein Gebet zu sprechen. Man nimmt teil und ist Teil des Ganzen.

Ein weiteres Beispiel: Der zweite Weihnachtsfeiertag ist für Christ*innen von besonderer Bedeutung. Gerne werden an diesem Tag Kinder getauft, Ehen geschlossen und man nimmt dieses Datum zum Anlass, zurückzukehren in die Kirchengemeinschaft, nachdem man sich schuldig gemacht und entfernt hat („Kurudi kundini"). Man lädt alle Leute dazu ein, die Nachbar*innen, die Arbeitskolleg*innen, Freund*innen und Verwandte, egal ob muslimisch oder christlich geprägt. Es ist ein wirklich großes Ereignis.

Die derzeitige tansanische Präsidentin Samia Suluhu Hassan ist Muslima. Sie hat in ihrem Grußwort bei der Einführung von Alex Gehaz Malasusa als leitender Bischof der evangelisch-lutherischen Kirche (Evangelical Lutheran Church of Tanzania, ELCT) im Februar 2024 betont, wie wichtig ihr die Zusammenarbeit mit den christlichen Kirchen sei, und dass man gemeinsam zum Wohl aller im Staat handeln sollte. Sie thematisierte auch die zunehmende Gewalt an Frauen und Kindern und bat darum, dass auch Kirchen ihren Einfluss nutzen, hier entgegenzuwirken. Die ELCT ist mit über sechs Millionen Mitgliedern eine der größten lutherischen Kirchen weltweit und ist eine der bedeutendsten Konfessionen in Tansania. Als solche spielt sie eine zentrale Rolle in der interkulturellen und interreligiösen Zusammenarbeit.

Im Alltag nehme ich aber auch immer wieder wahr, wie tansanisch, arabisch, indisch, chinesisch, amerikanisch und europäisch gelesene Menschen despektierlich miteinander umgehen. Hier wird immer wieder schmerzlich sichtbar

Ursula Kronenberg

Im Partnerlook: Nasaa-iya Kihunrwa, Kirchenältester in der Azania-Front-Cathedral (l.), mit Ursula Kronenberg (r.)

und deutlich, wie Rassismus über Jahrhunderte Hierarchien geprägt hat, die noch nicht überwunden sind.

Grundsätzlich muss sich jede Religionsgemeinschaft fragen und fragen lassen: Wie wollen wir zusammenleben? Das kann bedeuten, dass gemeinsam überlegt wird, welche Werte und Glaubenssätze auf dem Weg zu religiöser Toleranz hilfreich sind.

Mit dieser Frage beschäftigt sich auch Pfarrer Lusungu Mbilinyi, Leiter des Zanzibar Interfaith Centre (ZANZIC) in Stone Town. ZANZIC hat in Zusammenarbeit mit dem Tumaini University Daressalam College einen Diplomkurs „Interkulturelle Beziehungen" ins Leben gerufen, der den Studierenden die Möglichkeit gibt, über verschiedene religiöse Beziehungen zu lernen und Frieden zu fördern. In Vorbereitungen auf die Präsidentschaftswahlen im Oktober 2025 hat Mbilinyi ein Buch geschrieben mit dem Titel „Religious Leader Guide" (Handbuch für religiöse Leiter*innen). Er steht damit für den traditionsreichen und intensiven Wunsch nach demokratischen Wahlen in friedlicher Atmosphäre. Bereits 2005 gab es ein „Joint commity of religious leaders for peace and tranquility in Zanzibar" (Gemeinsames Komitee religiöser Führungspersonen für Frieden und Ruhe in Sansibar). Ziel ist es, den religiös Leitenden Fakten und Argumentationen an die Hand zu geben, Frieden zu predigen und das Miteinander der Religionen zu stärken, um Eskalationen in der Zivilgesellschaft zu vermeiden. Politische und religiöse Verantwortung liegen nahe beieinander.

Zurück aufs Festland. Die deutschsprachige Gemeinde, offiziell als „Evangelische Gemeinde Deutscher Sprache" bezeichnet, ist Teil der tansanischen Kirchengemeinde in Azania-Front, dem Bischofssitz der Ost- und Küstendiözese. Die deutschsprachige Gemeinde wurde

1887 gegründet – damals mit dem Ziel, deutsche Mitarbeitende in der Kolonialverwaltung seelsorgerlich zu begleiten. Das Kirchengebäude wurde 1902 eingeweiht.

Wer spricht eigentlich Deutsch in Daressalaam? Da sind zum einen die Botschaftsangestellten und ihre Familien, Mitarbeitende der Gesellschaft für internationale Zusammenarbeit (GIZ), der Kreditanstalt für Wiederaufbau (KfW), der verschiedenen Stiftungen und NGOs sowie deutschsprachige Menschen, die für (Ehe)partner*innen oder für die Arbeit ins Land gekommen sind, zum anderen Volontär*innen und Tourist*innen. Um Mitglied der Gemeinde deutscher Sprache zu werden, muss man ihr beitreten. Aber natürlich sind alle in den Gottesdiensten und den verschiedenen Veranstaltungen herzlich willkommen. Viele suchen nach vertrauten Traditionen, auch gerade für ihre Kinder und finden hier eine geistliche Heimat. Ziel ist es, den Glauben in der Muttersprache zu leben und weiterzugeben. Die Gottesdienste werden in der Regel auf Deutsch gehalten, mit gelegentlichen zweisprachigen Elementen, um die lokale tansanische Bevölkerung, aber auch Ehepartner*innen einzubeziehen, die kein Deutsch sprechen. Mir sind noch nie so viele unterschiedliche Lebensläufe und Lebensentwürfe begegnet wie hier. Ein Mitglied der Gemeinde zum Beispiel hat deutsche Eltern, ist in Venezuela geboren, in Südafrika aufgewachsen, hat in Deutschland und London studiert, um dann in Mosambik, Malawi, Peru und jetzt in Tansania zu arbeiten. Und das ist kein Einzelfall.

Ich habe den Eindruck, dass mein Leben hier im Land ein konstanter interkultureller Austausch ist. Die Spange, die uns zusammenhält, ist der christliche Glaube. Da es mich interessiert, wie Menschen in dieser Stadt ihren Glauben leben, suche ich, neben tansanisch-lutherischen Gemeinden auch verschiedene freikirchliche Gemeinden auf. Überall begegnen mir tansanische Menschen oder Expatriates in ihren Gemeinden mit (oft) amerikanischen *weißen* Prediger*innen oder tansanischen Gemeindeleitenden und einer intensiv gelebten Gemeinschaft mit ihrer ganz eigenen Glaubensprägung.

In dieser großen Vielfalt religiöser Angebote „deutschsprachige evangelische Gemeinde“ zu sein, ist eine Herausforderung. Dazu kommt, dass die Fluktuation groß ist. Arbeitsverträge gehen über einen Zeitraum von einem Jahr bis zu vier Jahren. Es ist ein ständiges Kommen und Gehen.

Wenn ich als *weiße* Pfarrerin der Evangelischen Kirche in Deutschland und von Mission EineWelt auch in der tansanischen Kirche tätig bin, bringe ich automatisch meine europäische Perspektive ein. Ich stelle mich gerne als „Austauschpfarrerin“ vor: Während ich hier in Tansania meinen Dienst tue, sind zwei tansanische Kolleg*innen, Jubleth Mungure und Elibariki Shilla,

Ursula Kronenberg

Beim Einzug zum englischsprachigen Gottesdienst in der Azania-Front-Kathedrale Daressalam: Ursula Kronenberg und Joseph Mlaki (mitte, v.l.n.r.)

Reges Miteinander: Gottesdienst beim Gemeindewochenende der deutschsprachigen Gemeinde auf Sansibar

Ursula Kronenberg

in Bayern. Wir arbeiten für die gleiche Sache und die gleiche Kirche – das ist mir wichtig, auch im Miteinander mit meinen Kolleg*innen in Tansania. Ein Alleinstellungsmerkmal habe ich aber doch. So werde ich jedes Jahr zum Reformationstag gebeten, die Predigt zu halten. Begründung: „Du kommst doch aus dem Land, in dem Luther gewirkt hat!"

Jeden Sonntag werden in der Azania Gemeinde zwei Gottesdienste in Kiswahili und einer in englischer Sprache gefeiert. Tansanische Mitchrist*innen, die längere Zeit im Ausland gelebt und gearbeitet haben, und englischsprachige Expatriates nehmen gerne dieses englischsprachige Angebot wahr. Ein Kirchenvorsteher sagte mir: „Die englische Liturgie ist so schön und so kurz! Das gefällt mir, deswegen bin ich da."

Bewegend sind für mich die Gottesdienste am Heiligen Abend und am Karfreitag, in denen die englischsprachige und die deutschsprachige Gemeinde zusammenkommen. Dabei werden Elemente beider Traditionen integriert, um ein gemeinsames Erleben „des Vertrauten" und „des Anderen" zu ermöglichen.

Interkulturelle Dynamik kam beispielsweise beim Weihnachtskonzert auf, das von der deutschsprachigen Gemeinde und der Azania-Front Gemeinde veranstaltet wurde. Neben „Stille Nacht, Heilige Nacht" stimmte der Umoja Chor (Chor der Einheit) ein sehr rhythmisches tansanisches Lied an, das alle zum Mitsingen und Mittanzen einlud. Besonders deutlich wird das interkulturelle Lernen, die gelebte Interkulturalität da, wo sich die deutschsprachige Gemeinde in sozialen Projekten engagiert, darunter Bildungsinitiativen und diakonische Aufgaben. Zum Beispiel Binti Mama, ein Projekt in der Ostküsten-Diözese, das sich um schwangere junge Frauen bemüht, die nicht mehr in ihren ursprünglichen Familien leben können, oder das Waisenhaus der Evangelisch-Lutherischen Kirchengemeinde in Kimara, Daressalam. Die täglichen Herausforderungen, mit denen junge Menschen hier konfrontiert werden, sind sehr groß.

Die interkulturelle und interreligiöse Gemeindesituation der deutschsprachigen Gemeinde in der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Daressalam ist für mich ein lebendiges Beispiel für die Kraft des Glaubens, unterschiedliche Kulturen und Religionen zu verbinden. Die deutschsprachige Gemeinde darf Teil in diesem Kontext sein und leistet damit einen wichtigen Dienst für ihre Mitglieder und die tansanische Gemeinde.

In einer Welt, die zunehmend von Polarisierung geprägt ist, bietet das Modell der Zusammenarbeit in Daressalam wertvolle Aspekte. Es zeigt, dass Respekt, Dialog und gemeinsame Werte Brücken bauen können – über kulturelle und religiöse Grenzen hinweg.

Ursula Kronenberg
ist von Mission EineWelt und der Evangelischen Kirche in Deutschland ausgesendet. Sie arbeitet als Pfarrerin in der deutschsprachigen Gemeinde in Daressalam, in der tansanischen Azania-Front-Cathedral sowie in der Ostküsten-Diözese.

Bezugsort und Brü zugleich

Die Deutsche Gemeinde in Nairobi nennt ihren Gottesdienstraum treffend „Riverside Church“ – direkt am Fluss gelegen und sinnbildlich mitten im Wandel. In der dynamischen Metropole mit Millionen Menschen aus aller Welt stellt sich für die Gemeinde immer wieder neu die Frage nach ihrer Rolle und ihrem Beitrag zum interkulturellen Miteinander in Kenias Hauptstadt.

Klaus Dotzer

Klaus Dotzer

Während am 3. Dezember 2024 in vielen Kirchengemeinden Deutschlands traditionell Advent gefeiert wurde, lud die Deutsche Gemeinde in Nairobi zum politischen Spätschoppen ein. Vivienne Kigondu, eine kenianische Mitarbeiterin der Friedrich-Ebert-Stiftung und selbst junge Aktivistin, stand als Gesprächspartnerin zur Verfügung. Das ganze Jahr hindurch waren in Kenia junge Menschen auf die Straße gegangen, um gegen übermäßige Steuererhöhungen, Korruption in der Regierung und Gewaltexzesse von Polizei und Sicherheitskräften zu demonstrieren. Jugendliche Demonstrierende wurden zusammengeschlagen oder starben. Viele wurden verhaftet oder entführt. Einige sind bis heute verschwunden. Missstände, die Kenias Demokratie bedrohen, und vor denen auch die Deutsche Gemeinde ihre Augen nicht verschließen kann.

Seit 1967 gibt es die Gemeinde offiziell. Mit Hilfe der Evangelischen Kirche in Deutschland konnte damals ein Grundstück im Westen Nairobis erworben werden, das heute nicht nur ein Pfarrhaus und einen modernen Mehrzweckbau mit hellem Gottesdienstraum, sondern als Mieter auch den Gebäudekomplex der Deutschen Botschaft beherbergt. Die Gemeinde ist in Kenia als selbstständige Kirche registriert. Man wird Mitglied durch Beitrittserklärung oder Taufe. Es gibt keine „automatische“ Mitgliedschaft. Die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) unterstützt die Gemeinde durch Entsendung von Pfarrpersonen sowie durch finanzielle Zuschüsse.

Die Gemeindeglieder arbeiten für internationale Institutionen mit Büros in Nairobi, wie zum Beispiel die Vereinten Nationen oder die Welthungerhilfe. Sie sind Angestellte deutscher politischer Stiftungen oder Mitarbeitende der Deutschen Botschaft. Sie arbeiten für internationale Medien, internationale staatliche oder kirchliche Entwicklungszusammenarbeitsorganisationen, in der freien Wirtschaft oder im Tourismus. Es gibt junge Freiwillige mit Kurzzeit- und Fachmitarbeitende mit Langzeitverträgen. Manche haben sich in Nairobi niedergelassen und mit kenianischen Partner*innen Familien gegründet. Andere kamen bereits als internationale Familien. Ihre Kinder gehen mehrheit-

ckenbauerin

Einladend: das Außengelände (r.) und der Gottesdienst raum der Deutschsprachigen Evangelisch Lutherischen Kirchengemeinde in Kenia

Klaus Dotzer

lich zur deutschen Schule, die ihrerseits längst nicht mehr rein deutsch, sondern kenianisch und international ausgerichtet ist. Einige Gemeindeglieder verleben ihren Ruhestand in Nairobi.

Für viele Mitglieder ist die Gemeinde nicht nur ein geistlicher, sondern auch ein kulturell-emotionaler Treffpunkt und Bezugsort. Die meisten Gottesdienste finden nach wie vor auf Deutsch statt. Beim anschließenden Kirchenkaffee werden Kontakte geknüpft und Neuigkeiten ausgetauscht. Neuzugezogene und Gäste finden schnell Anschluss.

Aber nicht nur Deutsche. Längst kommen auch junge kenianische Menschen, die ihre deutschen Sprachkenntnisse erproben und verfeinern wollen, bevor sie nach Deutschland zum Arbeiten oder Studieren gehen. Und wer als Gast kommt und sich schwer tut mit Deutsch, wird umgehend auf Englisch oder Kiswahili oder in einer anderen Sprache angesprochen. Es gibt kaum Mitglieder der Deutschen Gemeinde, die nicht wie selbstverständlich in ihren beruflichen, sozialen oder privaten Leben ständig und flexibel mehrsprachig unterwegs sind.

Auch der Kirchenvorstand der Deutschen Gemeinde ist multikulturell. Mit Peter Ogutu gehört ihm seit Kurzem ein in Nairobi aufgewachsener Kenianer an, der viele Jahre in Deutschland lebte, in Düsseldorf studierte und bis 2018 als Herzchirurg an der Uniklinik Augsburg arbeitete.

Seit langem geht die Deutsche Gemeinde immer wieder auch aus ihrer deutschsprachigen Komfortzone heraus und feiert ökumenische Gottesdienste auf Englisch mit befreundeten Gemeinden. Zu Sankt Martin im November kommen viele Familien aus der kenianischen und internationalen Community und freuen sich auf das zweisprachige Angebot.

Eine besondere Beziehung pflegt die Gemeinde zur „Kenya Evangelical Lutheran Church" (KELC), mit der sie assoziiert ist. Dadurch ist die Gemeinde integraler Bestandteil der kenianischen Gesellschaft und lebt diese Interkulturalität auch. Es gibt offizielle Treffen zwischen Vertreter*innen der KELC und dem Kirchenvorstand der Deutschen Gemeinde. KELC-Altbischof Zachariah Kahuthu ist nach kenianischem Recht einer der vier Treuhänder für das unbewegliche Vermögen der Deutschen Gemeinde. Der amtierende KELC-Bischof

Deutschsprachige Evangelisch Lutherische Kirchengemeinde in Kenia

Engagiert und am Puls des aktuellen Geschehens in Kenia: Einladung der Deutschsprachigen Evangelisch Lutherischen Kirchengemeinde in Kenia zum politischen Spätschoppen.

Kutuk Johnes Ole Meliyio und Pfarrer Hartmut Hawerkamp als gegenwärtiger Pfarrer der Deutschen Gemeinde tauschen sich regelmäßig aus. Doch auf Gemeindeebene wird es schwieriger. „Leider sind es bei gegenseitigen Gottesdienstbesuchen manchmal nur wenige Gemeindeglieder, die kommen. Die Kluft zwischen deutscher und kenianischer Kultur, Sprache und Spiritualität ist im Alltag dann doch groß“, gibt Pfarrer Hawerkamp zu. Trotzdem ist der gegenseitige Brückenbau wichtig. „Die Deutschen sind unsere Geschwister in Christus. Sie leben hier und arbeiten in unserem Land. Wir teilen den gleichen Glauben. Also ist es wichtig, dass wir uns treffen und versuchen, uns immer wieder neu kennenzulernen und zu verstehen. Als Geistliche ist es unsere Verantwortung, dass wir dabei mit gutem Beispiel vorangehen“, hält Bischof Ole Meliyio fest.

Ein anderes Beispiel des interkulturellen Lebens und Engagements der Deutschen Gemeinde ist der 1983 gegründete Sozialkreis. In der Regel einmal im Monat treffen sich hier interessierte Gemeindeglieder. Verschiedenste soziale Projekte werden geplant und diskutiert. An sechs Orten werden aktuell Kinder- und Jugendprojekte an sozialen Brennpunktorten Nairobis unterstützt. Das geht nicht ohne den direkten Austausch und Diskussion mit den Betroffenen und anderen kenianischen Initiativen: Was hilft wirklich? Was ist „nur“ soziale Nothilfe, was dient langfristig und nachhaltig? Wie kann gesellschaftliches Engagement respektvoll und auf Augenhöhe geschehen?

Auch Schulen, Ausbildungsstätten oder Waisenhäuser wurden in der Vergangenheit bereits besucht und unterstützt. Ein Beispiel ist das Pangani Lutheran Children Center (PLCC) der Kenya Evangelical Lutheran Church. Es ist der Deutschen Gemeinde seit vielen Jahren freundschaftlich verbunden. „Besuche aus der Deutschen Gemeinde bedeuten uns viel“, meint PLCC-Direktorin Mary Mshana. „Unsere Mädchen erfahren so, dass wir als Christ*innen tatsächlich eine weltweite Familie sind, in der unterschiedliche Hautfarben und Kulturhintergründe nicht trennen, sondern dazugehören und uns bereichern.“ Geplant ist in Zukunft eine verstärkte Zusammenarbeit im Bereich Kinderbibeltage.

Ein interkulturelles Begegnungsprojekt der Deutschen Gemeinde selbst ist ihr „Hungry Souls“ Angebot. Zweimal pro Woche kocht die Gemeinde und lädt Deutsche und Kenianer*innen zum Mittagessen ein. In zwangloser Atmosphäre kann man sich hier begegnen, interkulturelle Gemeinschaft erfahren und auch persönliche Nöte ansprechen. Gemeinsames Essen verbindet. Nicht nur der Leib, auch die Seele und der zwischenmenschliche Austausch finden hier Nahrung.

Für die Deutsche Gemeinde stellt sich immer wieder die Frage nach der Sprache. Die Gottesdienste auf Deutsch können nicht nur gemeinschaftsstiftend, sondern auch ausschließend sein. Hartmut Hawerkamp stellt daher seine Predigten für alle nicht deutschsprachigen Gäste schriftlich in Englisch zur Verfügung. Überlegungen gehen dahin, in Zukunft mehr Gottesdienste auch auf Englisch anzubieten. „Es geht in unserer Gemeinde nicht um Deutschtümelei “, meint er, „sondern darum, wie die Perspektive als Deutsche*r im internationalen und interkulturellem Kontext Nairobis eingebracht, entwickelt, gelebt und reflektiert werden kann. Dies geht nicht ohne die Bereitschaft zur Infragestellung und Veränderung.“

Der Name des hellen und modernen Gottesdienstraums ist dabei Programm: „Riverside Church“, „Die Kirche am Fluss“. Das stimmt geographisch, denn nahe bei der Kirche fließt der Nairobi River. Es stimmt aber auch im übertragenen Sinn: Vieles ist in der Deutschen Gemeinde im positiven Sinn im Fluss. Der Blick geht nach vorn. Die Gemeinde erprobt ihren eigenen unverwechselbaren Beitrag zum gelingenden internationalen und interkulturellen Zusammenleben in der Vielvölker-Mega-City Nairobi und ihren inzwischen bis zu fünf Millionen Einwohner*innen aus allen Teilen der Erde.

Zurück zur Tagespolitik: „In Kenia gehen junge Menschen auf die Straße und protestieren. Sie riskieren eine Menge. Was haben sie erreicht?“ – So stand es im Untertitel der Einladung zum politischen Spätschoppen der Gemeinde am 3. Dezember 2024. Es wurde ein langer Abend, während Vivienne Kigondu Rede und Antwort stand über die Beweggründe, Herausforderungen und Auswirkungen der im Untergrund bis heute weiter aktiven Protestbewegung junger Menschen in Kenia. Am Ende des Abends gab es dann selbstverständlich auch einen Imbiss und Umtrunk. So viel deutsche Tradition durfte und darf auch weiterhin sein.

Klaus Dotzer
leitet das Referat Afrika bei Mission EineWelt in Bayern.

Die Stärke der Kirche liegt in ihrer Vielfalt

MEW

Hanns Hoerschelmann

leitet gemeinsam mit seiner Ehefrau Mission EineWelt, das Centrum für Partnerschaft, Entwicklung und Mission der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern.

„Die Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern ist selbst eine Einwanderungskirche mit Menschen aus über 180 Nationen. Fast ein Fünftel der Kirchenmitglieder hat eine eigene oder familiäre Zuwanderungsgeschichte." – so zu lesen auf der Website der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern unter der Überschrift „Interkulturell evangelisch in Bayern". Diese beiden Sätze machen deutlich, dass interkulturelle christliche Gemeinden in der global vernetzten und vielfältigen Welt im besten Wortsinn integral sind. Sie spiegeln nicht nur sich verändernde gesellschaftliche Realitäten wider, sondern sind auch Ausdruck der Universalität des christlichen Glaubens. Das Christentum geht seit je her über kulturelle, ethnische und nationale Grenzen hinaus. Es ist dieses Wesensmerkmal der christlichen Botschaft, die Paulus im Galater-Brief (3.28) auf den Punkt bringt: „Da ist weder Jude noch Heide, weder Sklave noch Freier, weder Mann noch Frau; denn ihr seid allesamt einer in Christus Jesus."

Interkulturelle Gemeinden verkörpern diese Vision, indem sie Menschen mit unterschiedlichem Hintergrund zusammenbringen. Sie zeigen, dass Kirche nicht auf eine einzige Kultur beschränkt ist, sondern die Vielfalt in der Einheit feiert und die integrative Liebe Christi widerspiegelt.

In einer Zeit, in der Polarisierung und Hass Konjunktur haben, sind gerade Christ*innen aufgefordert, eine andere Wirklichkeit zu leben. Es braucht Versöhnung und Heilung. Interkulturelle Gemeinden bieten hier einen heiligen Raum, in dem Verletzungen der Vergangenheit angesprochen, Brücken gebaut und die Liebe Christi vorgelebt werden können. Indem sie sich die Vielfalt zu eigen machen, stellen sie Vorurteile und Stereotype in Frage und fördern Vergebung und gegenseitigen Respekt. Sie werden zu lebendigen Beispielen dafür, wie das Evangelium Spaltungen heilen und zerbrochene Beziehungen wiederherstellen kann.

Auf verschiedene Weise bereichern interkulturelle Gemeinden den Gottesdienst und die spirituellen Ausdruckformen unserer Kirche – spirituell, theologisch und künstlerisch. Diese Vielfalt erweitert das Glaubensverständnis und erinnert daran, dass sich Gottes Gegenwart in allen Kulturen auf vielfältige Weise offenbart.

Interkulturelle Gemeinden sind Lernorte für die Zukunft, indem sie kulturelle Kompetenz, Einfühlungsvermögen und interkulturelle Kommunikationsfähigkeiten fördern – für die gemeinsame Bewältigung globaler Herausforderungen unerlässliche Fähigkeiten. Sie helfen uns dabei, uns als Teil eines globalen Leibes Christi zu sehen, und fördern so die gemeinsame Verantwortung für die Welt.

Und schließlich sind interkulturelle christliche Gemeinden Leuchttürme der Hoffnung, die zeigen, dass die Einheit in Christus transformierend wirkt. Sie erinnern uns daran, dass das Evangelium für alle gilt und dass die Stärke der Kirche in ihrer Vielfalt liegt, die das Herz Gottes widerspiegelt, der alle Menschen gleichermaßen geschaffen hat und liebt. Indem sie die Vielfalt feiern und nach Einheit streben, bringen sie ein Stück himmlische Wirklichkeit zum Ausdruck, und Hoffnung auf eine Welt, in der Liebe, Gerechtigkeit und Versöhnung herrschen.

Toleranz geht d

Gemeinsam feiern, gemeinsam essen – und einander besser verstehen: In Malaysia hat sich die Tradition des „Open House“ als wirksames Mittel für interkulturellen und interreligiösen Dialog bewährt. Theologe Joefrerick Bin Ating erklärt, wie diese offene Gastfreundschaft hilft, Konflikte zu entschärfen und gesellschaftlichen Zusammenhalt zu stärken – und warum ein Blick auf diese Praxis auch für Kirchengemeinden in Deutschland lohnend sein könnte.

Die Batu Caves, etwa 15 Kilometer nördlich von Kuala Lumpur beherbergen mehrere Hindu-Tempel und sind ein zentraler Pilgerort zum jährlichen Taipusam-Fest.

Thomas Paulsteiner/MEW

Malaysia ist ein multireligiöses Land. Von dort kommt Joefrerick Bin Ating. Er promoviert derzeit an der Augustana Hochschule im bayerischen Neuendettelsau in Theologie. Nebenbei gibt der 42-Jährige gerne seine Erfahrungen weiter, wie die Open House-Tradition den Menschen in Malaysia dabei hilft, ihr Zusammenleben in Vielfalt zu gestalten.

Wie ist die Situation in Malaysia in Sachen interreligiöses und interkulturelles Zusammenleben?

Malaysia ist von großer Diversität und Vielfalt geprägt. Das gilt für Religionen, Ethnien, Kulturen und Traditionen. Unter diesen Voraussetzungen leben wir zusammen in Gemeinden und in der gesamten Gesellschaft. So erleben wir unterschiedliche Lebensweisen und Traditionen sehr nah und direkt.

Ist das schwierig?

Vom Schwierigkeitsgrad her gesehen ist das schon eine anspruchsvolle Aufgabe. Denn wir müssen voneinander lernen, so zu handeln, dass es aus der Sicht der

Der Altar im chinesischen Cheng Hoon Teng Tempel in Malacca vereint Elemente des Buddhismus, des Konfuzianismus und des Taoismus.

Thomas Paulstener/MEW

urch den Magen

jeweils anderen angemessen ist. Es geht darum, Menschen mit anderen religiösen oder kulturellen Hintergründen nicht zu bekämpfen, sondern Konflikte zu vermeiden. Denn religiös und ethnisch motivierte Meinungsverschiedenheiten sind manchmal eben unumgänglich, denke ich. Aber wir lernen täglich dazu. Es geht darum, diese Erfahrung richtig einzuordnen.

Was sind typische Konflikte und Probleme, und welche Lösungen oder Formen des konstruktiven Umgangs damit werden praktiziert?

Das Leben in Malaysia wird im Wesentlichen geprägt von drei großen Volksgruppen: Malai*innen, Chines*innen und Inder*innen, vor allem in Ost-Malaysia gibt es eine Vielzahl ethnischer Gruppen. In West-Malaysia gab es Anfang 2010 einen dunklen Moment im Zusammenleben der Religionen. Ende Dezember 2009 erlaubte das Oberste Gericht der katholischen Zeitung „Herald", das Wort „Allah" als Bezeichnung für den christlichen Gott zu verwenden. In der Folge kam es zu Protesten und teilweise auch Angriffen auf christliche Kirchen durch radikale Gruppen. Wir versuchen unser Bestes, damit solche Konflikte nicht wieder passieren.

Es gibt die Tradition des Open House in Malaysia. Welche Rolle spielt sie beim Umgang mit Unterschieden und Konflikten?

„Open House" heißt buchstäblich „offenes Haus". An Feiertagen und bei Festlichkeiten öffnet man sein Haus für Familie – Familie heißt in Malaysia fast das ganze Dorf –, für Nachbar*innen, Freund*innen, Freund*innen von Verwandten, Freund*innen von Freund*innen. Open House gilt also nicht nur innerhalb der engeren und weiteren Familie, sondern auch innerhalb der gesamten Gemeinschaft, in der man lebt, und für Fremde. Auch öffentliche Einrichtungen und Institutionen bis hin zur Regierung pflegen diese Tradition, sogar der Premierminister und die Könige.

Die Regierung lädt die Menschen ein, mit ihr zu feiern?

Ja, es werden große Zelte aufgestellt. Wer immer will, kann kommen, ungeachtet der jeweiligen Religion, Ethnie oder Nationalität. Auch Tourist*innen kommen zu diesem Open House.

Seit wann und warum macht die Regierung das?

Nach meiner Beobachtung pflegt die Regierung die Open House-Tradition schon ziemlich lange. Seit ich erwachsen bin, weiß ich davon. Die Regierung verfolgt das Konzept der nationalen Einigkeit. Diese Einigkeit entsteht, wenn Menschen zusammen essen. Essen ist sehr wichtig in unserer Kultur. Wenn man zusammen isst, kann man seine Speisen mit anderen teilen, oder auch gleich zusammen kochen. Dabei sitzt man zusammen, redet miteinander, kann sich austauschen und erfährt viel über Menschen anderer Herkunft. Gegenseitiges Verständnis kann entstehen. Ich denke, das ist einer der Gründe, warum die Regierung zum Open House einlädt.

Gehen wir zurück in eine kleine Gemeinde mit religiöser und kultureller Diversität. Was sind die positiven Effekte von Open House?

Ich beobachte, dass die Menschen sehr begeistert von Open House sind. Sie bekommen durch diese Tradition die Möglichkeit, hautnah Feiertage und Feste anderer Kulturen und Religionen mitzuerleben. Religiöse Feste sind zum Beispiel Chinese New Year; Eid al-Fitr oder Zuckerfest, das muslimische Fest des Fastenbrechens nach dem Ramadan; Weihnachten; Hindu-Feste oder auch Feste wie Erntedank, die in mehreren Religionen und Kulturen gefeiert werden. Alle diese Feste feiern wir religions- und kulturübergreifend. Und, wie

gesagt, die Begeisterung der Menschen dafür steigt.
Die Basis ist das gemeinsame Kochen und Essen, dazu kommen Singen und Tanzen. Am Ende können wir unser Verständnis füreinander und unsere Kultur des harmonischen Zusammenlebens immer wieder neu untermauern und festigen.
Nach meiner Erfahrung gibt es manchmal Missverständnisse oder Probleme auf interreligiöser oder interkultureller Ebene. Aber wenn die Menschen an Feiertagen zusammenkommen, kühlen sich in dieser Situation viele Konflikte und Diskussionen ab. Teilweise wirkt es so, als ob die Leute für die Zeit der Feierlichkeiten einfach vergessen, dass sie einen Konflikt hatten. Auf diese Weise ist das gemeinsame Feiern eine gute Plattform für Versöhnung.

Thomas Paulsteiner/MEW

Eine Mischung aus chinesischer und vietnamesischer Volksreligion zeigt der Straßenaltar in Bukit Bintang, einem Stadtteil von Kuala Lumpur. Er soll einem neu eröffneten Geschäft eine erfolgreiche Zukunft sichern.

Thomas Paulsteiner/MEW

Seit über 100 Jahren Anlaufstelle für lutherische Christ*innen in Kuala Lumpur: die Zion-Kathedrale, Bischofssitz der Evangelical Lutheran Church in Malaysia (ELCM). Beim Jubiläumsfest singen auch die Jüngsten im Chor mit.

Werden nach dem gemeinsamen Feiern Konflikte wieder präsent?
Natürlich sind wir nach den Feiertagen wieder mit der Realität konfrontiert. Die Konflikte sind nicht gelöst. Aber wir haben beim gemeinsamen Feiern die Erfahrung gemacht, dass wir harmonisch und friedvoll zusammenleben können. Das ist dann zu wertvoll, um es leichtfertig wieder aufs Spiel zu setzen. Nach dem Open House ist mehr Respekt füreinander da, wenn wir über Unterschiede und Konflikte sprechen. Wir versuchen dann, Konflikte friedlich und respektvoll zu lösen, ohne einander zu verletzen. Ein langanhaltender Konflikt besteht, wie schon erwähnt, darin, dass wir malaysischen Christ*innen das Wort „Allah“ für „Gott“ verwenden. Während einige muslimische Gruppen die Verwendung von „Allah“ durch Christ*innen immer noch ablehnen, haben andere eine offenere Haltung eingenommen. Insbesondere in Ostmalaysia, wo viele indigene Gemeinschaften christlich sind und seit Jahrhunderten „Allah“ für „Gott“ verwenden, ist die Akzeptanz höher. Inzwischen sind muslimische Gruppen in dieser Angelegenheit kompromissbereit.

Hier in Bayern ist es teils noch neu, dass Christ*innen aus anderen Ländern in die Kirchengemeinden kommen. Auch der interreligiöse Dialog mit wachsenden muslimischen Gemeinden in der Nachbarschaft ist eine

Die 1909 erbaute Sultan Abdul Samad Jamek-Moschee war bis zur Fertigstellung der Nationalmoschee die größte Moschee Kuala Lumpurs. Sie zählt zu den beliebtesten Sehenswürdigkeiten der Hauptstadt Malaysias.

Thomas Paulsteiner/MEW

Herausforderung, die in Kirchengemeinden lange nicht wirklich präsent war. Was können wir von Open House lernen, um diese Herausforderungen gut zu bewältigen?

Es fällt mir schwer, als Außenstehender Ratschläge zu geben. Was ich sagen kann: Multikulturelles Zusammenleben ist auch für uns in Malaysia nicht einfach. Wir lernen kontinuierlich, wie wir friedliches und harmonisches Zusammenleben hinbekommen. Es könnte für die Menschen in Deutschland schon interessant sein, sich die Open House-Tradition anzuschauen und darüber nachzudenken, was davon hier, vielleicht auch modifiziert, anwendbar ist. Denn Sie haben in Deutschland ja Ihre eigene Kultur. Und Sie haben viele Menschen aus anderen Ländern aufgenommen und ihnen Wege ermöglicht, hier anzukommen. Das ist auch schon eine Art Open House. Aber es gibt immer das Potenzial, sich mehr mit den Menschen, die aus anderen Ländern kommen, auszutauschen und voneinander zu lernen, anstatt Lernprozesse nur einseitig zu gestalten. Vielleicht wäre es in den Kirchengemeinden gut, neue Gemeindemitglieder oder Menschen mit anderem religiösem Hintergrund zu einer dem Open House-Konzept ähnlichen kulturellen Veranstaltung einzuladen, die nicht nur eine Einladung an Gäste ist, sondern „die Neuen“ auch in partizipatorischer Weise, zum Beispiel bei der Festvorbereitung, mitnimmt. Es wäre also nicht nur eine Einladung an den Tisch, sondern auch in die Küche. In einem von religiöser Vielfalt geprägten Umfeld könnte es nach den malaysischen Erfahrungen erforderlich sein, sich vorher zu informieren, welche Regeln es in der jeweils anderen Kultur bezüglich Essen und der Zubereitung von Essen gibt. Auf diese Weise wäre es ein offener Tisch, an dem jede*r ohne Zögern teilnehmen kann.

Thomas Paulsteiner/MEW

Bischof Steven Lawrence ist der oberste Vertreter der evangelisch-lutherischen Kirche in Malaysia.

Eine letzte Frage: Wie alt ist die Open House-Tradition?

Das weiß ich nicht. Sicher ist: Es ist eine lange Tradition. Viele ethnische Gruppen lebten in der Vergangenheit in Stammesgemeinschaften und lernten später, in einer interkulturellen und multireligiösen Gesellschaft zu leben. Auf diese Weise ist Open House malaysische Tradition geworden, wenn es darum ging, das multikulturelle und multireligiöse Zusammenleben miteinander friedlich zu gestalten.

Das Interview führte Thomas Nagel.

4 Podcast-Tipps für den Sommer

Jetzt gibt´s was a

EMW

Zeit für Mission

Podcast der Evangelischen Mission Weltweit
Host: Tanja Stünckel
Erscheinungsrhythmus: 1 x im Monat

Wie ist es, an Bord eines Rettungsschiffes auf dem Mittelmeer dabei zu sein? Warum ist Tiefseebergbau so gefährlich? Wie beeinflusst koloniale Geschichte die Gegenwart? Und was hat Mission mit all dem zu tun? Host Tanja Stünckel spricht mit spannenden Gäst*innen zu interessanten Themen. Im Kern geht es auch immer um die Frage: „Christ*in im weltweiten Horizont zu sein, was bedeutet das für Sie?".

EmK

The Holy Club

Podcast der Evangelisch-methodistischen Kirche
Hosts: Damian Carruthiers, Sarah Staub und Moritz Mosebach
Erscheinungsrhythmus: 1 x pro Woche

Der Name „Holy Club" erinnert an die Anfänge der methodistischen Bewegung, als John und Charles Wesley in Oxford für ihren engagierten Glauben mit diesem Namen verspottet wurden. Abwechselnd moderiert von den drei Hosts widmet sich der Podcast der Welt des Methodismus. Hier sind sowohl hauptamtlich als auch ehrenamtlich engagierte Menschen zu Gast und geben Einblicke in ihre Glaubenswelt, aktuelle Projekte und Besonderheiten der weltweiten methodistischen Gemeinschaft.

Ausgabe 2 • Juni bis August 2025

Mission EineWelt NEWS

Nachrichten aus Mission EineWelt und den Partnerkirchen der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern

50 Jahre Weltladen Neuendettelsau

Jubiläumssommer mit vielfältigen Aktionen

Am 15. Mai 2025 feierte der Neuendettelsauer Weltladen seinen 50. Geburtstag. Eingeläutet wurden die Feierlichkeiten mit einem Fairen Frühstück. Weiter geht's von Mai bis zur Fairen Woche im September mit monatlichen Rabattaktionen. Kaffee, Gewürze, Schmuck, Strandtücher und vieles mehr werden jeweils für kurze Zeit günstiger angeboten.

Bei der Eröffnung am 15. Mai 1975 hieß der Weltladen noch „Dritte-Welt-Laden". Anfang der 1990er Jahre wurde aus dem „Dritte-Welt-Laden" der „Eine-Welt-Laden". 2010 erfolgte die Umbenennung in „Weltladen". Die Ladenfläche hat sich seit der Gründung deutlich vergrößert. Der Weltladen kooperiert eng mit der direkt benachbarten Dauerausstellung einBlick von Mission EineWelt. Dort gibt es unter anderem Informationen zu Themen des Welthandels und Workshops zum Globalen Lernen.

Janika Wehmann/tn

Weitere Informationen im Internet:
https://mission-einewelt.de/ueber-uns/besondere-einrichtungen/weltladen-neuendettelsau/ oder im Weltladen.

Foto: Mission EineWelt

Das Team des Weltladens Neuendettelsau freut sich aufs 50-jährige Jubiläum.

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

würde Ihnen eine Kultur des Gegeneinanders gefallen? Konkurrenzdruck, Ausgrenzung, ständige Wachsamkeit, Misstrauen, Vorsicht, Angst, Befangenheit. Immer auf der Hut sein müssen, um nur ja nicht zu verlieren. Ist es nicht menschenverachtend, wenn unter anderem behauptet wird, das sei der beste Weg, Menschen zur Höchstleistung anzuspornen?

Als Christinnen und Christen sagen wir dazu ganz klar „nein". Wir glauben an das Liebesgebot Jesu Christi, an Nächstenliebe, Miteinander und Barmherzigkeit. Und wir sind überzeugt, dass dieses liebevolle Zusammenleben die bessere Perspektive für uns Menschen ist. Das geht nur, wenn wir unsere Herzen und unsere Türen öffnen. Unser Glaube an Jesus befreit uns dazu, Ängste und Misstrauen zu überwinden und unbefangen auf andere Menschen zuzugehen.

Das heißt nicht, dass es keine unterschiedlichen Sichtweisen und Meinungen mehr gibt, wohl aber Menschlichkeit und Liebe, die darüber stehen. Dass Miteinander bei allen Unterschieden funktionieren kann, und zwar sehr gut, lernen wir auch immer wieder von den Menschen in unseren Partnerkirchen, die oft traditionell in wesentlich vielfältigeren Zusammenhängen leben als wir. Dafür sind wir täglich dankbar. Lassen wir uns von solchen Erfahrungen und Möglichkeiten inspirieren. Für ein Miteinander in Vielfalt – hier und überall.

Herzlich,
Ihre und Ihr

Dr. Gabriele Hoerschelmann
Direktorin

DMin Hanns Hoerschelmann
Direktor

Petition gegen eine Abschwächung der Lieferkettengesetze

Rückschläge für die Wahrung von Menschenrechten und Umweltstandards drohen

Das seit 2023 in Deutschland geltende Lieferkettensorgfaltspflichtengesetz (LkSG) und die teilweise schärfer ausfallende europäische Lieferkettenrichtlinie wurden von einem breiten Bündnis zivilgesellschaftlicher Organisationen aus den Bereichen Umweltschutz, Menschenrechte, Entwicklung, Gewerkschaften und Kirchen auf demokratischem Wege hart erstritten. Die Lieferkettengesetze sollen für fairen Wettbewerb und einheitliche Regeln sorgen, indem sie Großunternehmen zur Achtung von Menschenrechten und Umweltstandards entlang ihrer globalen Lieferketten verpflichten und Verstöße ahnden.

Doch nun will die EU-Kommission diese Fortschritte in Sachen Menschenrechte und Umweltschutz auf technokratischem Weg abwickeln: Unter dem Vorwand des Bürokratieabbaus werden über ein „Omnibus-Verfahren" die Berichtspflichten bezüglich Nachhaltigkeit und der Plan des „EU-Green Deal" extrem verwässert, auch die zivilrechtliche Haftung soll ausgesetzt und der Start der EU-Lieferkettenrichtlinie um ein Jahr verzögert werden.

Die Rechtsaußen-Fraktionen im EU-Parlament, die lauthals eine vollständige Abschaffung des Green Deal fordern, sowie die großen Lobbyverbände, die bereits seit Jahren mit abenteuerlichen Argumenten gegen die Lieferkettenrichtlinie kämpfen, scheinen sich durchgesetzt zu haben. Umsetzbar wäre diese massive Verwässerung der Richtlinie im Europäischen Parlament allerdings nur mithilfe rechtsextremer Fraktionen, also durch einen Abriss der Brandmauer gegen rechts. Auch im Koalitionsvertrag von Union und SPD wird eine massive Abschwächung des deutschen Lieferkettengesetzes insinuiert.

Um sich gegen diesen Kahlschlag der Lieferkettengesetze auf Kosten von Menschenrechten und Umwelt zu wehren, startet die Initiative Lieferkettengesetz jetzt eine Petition für ein starkes Lieferkettengesetz, die sich an den neuen Bundeskanzler Friedrich Merz richtet.

Gisela Voltz

Seit 50 Jahren frei

Papua-Neuguineas Unabhängigkeitsjubiläum wird auch in Bayern gefeiert

Am 16. September 1975 erlangte der östliche Teil der Insel Neuguinea die Unabhängigkeit von Australien. Der neue Staat nannte sich „Papua-Neuguinea“. „Papua“ ist ein malayischer Ausdruck und bedeutet „kraushaarig“. Der Begriff „Neuguinea“ stammt aus der Entdeckungsgeschichte der Insel: 1545 landete der Spanier Íñigo Ortiz de Retez auf der Insel und nannte sie „Neuguinea“, weil ihn die Küste an die des afrikanischen Guinea erinnerte, an der er zuvor vorbeigesegelt war.

In den 1960er Jahren hatten die Vorbereitungen auf eine Selbstverwaltung begonnen. 1973 erhielt Papua-Neuguinea eine interne Autonomie mit eigener Regierung unter der Führung von Michael Somare, der später der erste Premierminister des unabhängigen Staates wurde und für seine Verdienste von der britischen Königin zum „Sir“ geadelt wurde. Zwei Jahre später wurde die vollständige staatliche Unabhängigkeit erklärt.

Vorausgegangen war eine lange Kolonialzeit. Die Niederlande hatten den Westteil der Insel 1828 in Besitz genommen. Bis 1962 blieb dieser Westteil unter niederländischer Kolonialherrschaft und gehört seitdem als „Westpapua“ politisch zu Indonesien. Der östliche Teil der Insel wurde in der Mitte geteilt: Der Norden wurde als Kaiser-Wilhelms-Land zum „Schutzgebiet“ der deutschen Kolonialgesellschaft „Neuguinea-Kompagnie“. Der Süden wurde zum Protektorat Britisch-Neuguinea erklärt und am 4. September 1888 annektiert. Dieses wurde nach der Unabhängigkeit Australiens 1902 an Australien übertragen und 1905 in „Territorium Papua“ umbenannt.

Zu Beginn des Ersten Weltkriegs im Jahr 1914 besetzten australische Truppen das deutsche Gebiet. Nach dem Krieg übergab der Völkerbund die verlorene deutsche Kolonie als treuhänderisch zu verwaltendes Mandatsgebiet „Territorium Neuguinea“ an Australien, das es am 16. September 1975 in die Unabhängigkeit entließ. Bis heute gehört PNG - so die Abkürzung - zum britischen Commonwealth of Nation und untersteht König Charles III., der vor Ort von einem Generalgouverneur vertreten wird.

Die Kolonialgeschichte ist eng mit der Missionsgeschichte verknüpft. Die ersten Missionare erreichten die Insel in der Mitte des 19. Jahrhunderts. 1847 begann die London Missionary Society mit der Missionsarbeit entlang der Südküste. Die katholische Kirche startete mit ihrer Missionsarbeit ab 1885 im Nordosten. Der erste lutherische Missionar auf der Insel war Johann Flierl aus Fürnried in der Oberpfalz. Flierl war im damaligen Missions- und Diasporaseminar in Neuendettelsau ausgebildet worden und erreichte am 12. Juli 1886 Finschhafen an der Nordostküste. Im Laufe der Jahre gründete er drei lutherische Missionsstationen: Simbang bei Finschhafen, Sattelberg und Heldsbach. Als Flierl 1937 nach Deutschland zurückkehrte, gab es bereits 18 lutherische Missionsstationen mit rund 25.000 Lutheraner*innen. Heute hat die Evangelisch-Lutherische Kirche von Papua-Neuguinea (ELC-PNG) geschätzte zwei Millionen Mitglieder (von rund 12 Millionen Einwohner*innen) und ist damit nach der katholischen Kirche die zweitgrößte Kirche des Landes. 860 Pfarrer - eine Frauenordination gibt es nicht - und 1.000 Evangelisten arbeiten in 17 Kirchenkreisen.

Die Vorgängerorganisation der ELC-PNG, die ELCONG (Evangelisch-Lutherische Kirche von Neuguinea), war bereits 1956 gegründet worden. 1973 bekam die Kirche mit Zurewe Zurenuo den ersten einheimischen Bischof. Ein Jahr nach der staatlichen Unabhängigkeit wurde die ELCONG als „Evangelical-Lutheran Church in Papua New Guinea“ (ELC-PNG) unabhängig. Mission EineWelt ist seit der Frühzeit der Missionierung eng mit Papua-Neuguinea verbunden. Die Verbindung mit der ELC-PNG und ihren Vorgängerinnen ist die älteste internationale Kirchenpart-

Foto: Archiv Mission EineWelt

Foto: Daniela Denk

Missionsgeschichte in Papua-Neuguinea: Simbang 1925 und 2025

nerschaft der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern (ELKB). 2024 wurde das seit Jahrzehnten bestehende Partnerschaftsabkommen zwischen ELC-PNG und ELKB offiziell erneuert. Der aktuelle leitende Bischof der ELC-PNG, Jack Urame, ist Ehrengast bei einer Reihe von Veranstaltungen, die Mission EineWelt anlässlich des Unabhängigkeitsjubiläums von Papua-Neuguinea begeht:

Am **7. Juni** findet in Neuendettelsau von 9:30 bis 13 Uhr ein **PNG-Thementag** mit dem Titel **„50 Jahre Unabhängigkeit Papua-Neuguinea – ein Grund zum Feiern?!“** statt. Nach der Keynote von Jack Urame werden Zeitzeug*innen der Unabhängigkeit und Länderexperten eine Rückschau auf die letzten 50 Jahre geben.

Am **Pfingstmontag, 9. Juni**, predigt **Jack Urame** auf dem **Bayerischen Kirchentag am Hesselberg**. Am Nachmittag nimmt er an einer **Diskussionsrunde mit dem bayerischen Landesbischof Christian Kopp** teil sowie an einem Podium mit Gästen aus der weltweiten Ökumene.

Am **20. Juli** kommt der **Generalgouverneur von Papua-Neuguinea, Sir Bob Dadae, zum „Fest der weltweiten Kirche“** im Garten von Mission EineWelt. Er wird im Festgottesdienst predigen. Am Nachmittag präsentiert das neuguineische Modelabel PhizRogue mit Laien-Models aus Papua-Neuguinea und Deutschland aktuelle Mode aus Papua-Neuguinea.

Am eigentlichen Unabhängigkeitstag, dem **16. September**, wird um 8:30 Uhr in der Hauskapelle von Mission EineWelt im Rahmen einer **Andacht** an die letzten 50 Jahre erinnert. Dazu eingeladen sind **ehemalige Missionare und ihre Familien**, die im in PNG gelebt haben und dort nicht nur im kirchlichen Kontext, sondern auch in Schulen, Ausbildungseinrichtungen, der Landwirtschaft, dem medizinischen Dienst und dem Flugdienst gearbeitet haben.

Julia Ratzmann

Durchbruch nach langjährigen Diskussionen

Frauenordination in australischer lutherischer Kirche eingeführt

Nach langjährigen kircheninternen Diskussionen hat die Lutherische Kirche in Australien und Neuseeland (LCANZ) die Frauenordination eingeführt. Konservative Teile der Kirche, die der US-amerikanischen Missouri Synode nahestehen, haben sich deshalb abgespalten und eine eigene Kirche registriert, die Lutheran Mission Australia.

Foto: LCANZ

Maria Rudolph (m.) bei ihrer Einsegnung als erste Pfarrerin der LCANZ

Als erste Pfarrerin der Kirche wurde am 13. April 2025 Maria Rudolph in Adelaide ordiniert. Die 37-Jährige kommt ursprünglich aus Leipzig. Zum christlichen Glauben kam sie mit 16 Jahren während einer Rucksack-Reise durch Australien. Dort ließ sie sich taufen. Auch ihr Theologiestudium absolvierte sie größtenteils in Australien, am Australian Lutheran College (ALC) in Adelaide. Nach einigen Jahren Elternzeit war sie in den vergangenen vier Jahren Mitglied der Commission on Theology and Inter-Church Relations (CTICR) der LCANZ.

Das Thema Frauenordination begreift Rudolph als Teil ihrer persönlichen Berufung: „Ich wurde von Gott gerufen, die Ordination als Pfarrerin in einer Kirche anzustreben, in der es diese Option nicht gab. Das fühlte sich oft sinnlos an und war sehr schmerzhaft für mich. Aber Gott hörte nicht auf, mich auf diesen Weg zu schicken.“ Die geschlechtsspezifische Lebenserfahrung trage dazu bei, den Blick „bei der Vorbereitung von Predigten, Bibelstudien und Andachten“ zu färben. „Es ist wichtig, eine Bandbreite theologischer Perspektiven von Menschen mit unterschiedlichen Hintergründen zu haben. In dieser Weise wird die Frauenordination die LCANZ wesentlich bereichern“, ist Rudolph überzeugt. Auch die zweite Pfarrerin in der LCANZ ist schon im Amt. Sue Westhorp wurde am 27. April 2025 ordiniert.

Thomas Nagel

Harter Arbeiter mit großen Zielen

Jonathan Kapanga ist der neue Generalsekretär der KELC

„Eine Führungspersönlichkeit wird von einem Ziel und nicht von persönlichen Vorteilen angetrieben“, sagt der neue Generalsekretär der Kenya Evangelical Lutheran Church (KELC), Jonathan Kapanga.

Sein Ziel ist eine bessere Zukunft für sein Land und seine Kirche: „Wenn Menschen über ihre Grenzen hinaus gedrängt werden, können sie alles tun, sie haben keine Angst mehr“, ist Kapanga überzeugt. „Die Dinge werden besser werden, ich bin optimistisch, ich bin hoffnungsvoll, wenn auch nicht für unsere Generation, aber zumindest bin ich hoffnungsvoll, dass unsere Kinder oder Enkelkinder ein besseres Land haben werden.“

Am 13. April wurde Jonathan Kapanga in Voi/Kenia in sein Amt eingeführt. Einmütig hatte sich die KELC für den 51-jährigen Entwicklungsexperten mit vier Kindern entschieden, den seine eigene Frau als Workaholic bezeichnet und der Fußball und afrikanische Rumba-Musik liebt. Seit 2015 hatte er die Jugendabteilung der Kirche geleitet. Seit 2023 war er bereits kommissarischer Generalsekretär.

Geboren und aufgewachsen ist er an Kenias Küste in der Nähe von Mombasa. Seine Vorbilder sind sein inzwischen verstorbener Vater, ehemaliger Gemeindeleiter und Laienprediger in seinem Heimatdorf Kambe, der südafrikanische Freiheitskämpfer und Präsident Nelson Mandela und die kenianische Umweltschützerin und Nobelpreisträgerin Wangari Maathai.

Seine Vision als Generalsekretär für die KELC ist „eine gestärkte und lebendige Kirche mit mehr Eigenverantwortung, mit verbesserten und motivierten kirchlichen Mitarbeitenden, deren Lebensunterhalt gesichert ist und die bereit sind, die gute Nachricht vom Reich Gottes zu verkünden und sich um die ganzheitlichen Bedürfnisse ihrer Gemeindemitglieder zu kümmern.“ Kapanga hat sich seine Karriere hart erarbeitet. Das Geld, ihn direkt nach seiner Schulzeit auf die Universität zu schicken, fehlte seiner Familie. So machte er in Mombasa zuerst eine Ausbildung zum Handelskaufmann für Import und Export. Erst danach konnte er sich in Arusha/Tansania und in Nairobi akademisch zum Entwicklungsexperten weiterbilden. 2005 stellte ihn die KELC, für die er sich von Jugend an ehrenamtlich engagierte, als Koordinator der Jugendarbeit an. Friedens- und Entwicklungsprojekte für Jugendgruppen wurden der Schwerpunkt seiner Arbeit, für die er schnell auch von ökumenischen und internationalen Partnern geschätzt wurde.

Foto: KELC

Bei der Einsegnung: KELC-Bischof Johnes Kutuk Ole Meliyio, der stellvertretende Bischof Lennox Kombe Mwarandu und der neue Generalsekretär Jonathan Kapanga (v.l.n.r.)

Nun obliegt ihm, neben KELC-Bischof Kutuk Johnes Ole Meliyio, die administrative Gesamtverantwortung für das Tagesgeschäft und die weitere Entwicklung seiner Kirche. Fünf Jahre beträgt seine Amtszeit zunächst. Nüchtern analysiert er die Herausforderungen und Potenziale der KELC. Frieden und Entwicklung bleiben seine Leitmotive. Eine geeinte Kirche möchte er einmal hinterlassen. „Eine Kirche, die in der Lage ist, sich zusammenzusetzen und zu diskutieren, ohne unnötige Rechtswege zu beschreiten. Eine Kirche, deren Mitarbeitende nachhaltig entlohnt werden, deren Wohlfahrtsbedürfnisse berücksichtigt werden, die motiviert und bereit sind, das Evangelium weiterzugeben und Christus zu bezeugen. Eine Kirche, in der die Mitglieder und die Leitung ein Gefühl der Eigenverantwortung haben. Eine Kirche, in der sich die Investitionen, die wir tätigen, auszahlen - sowohl in finanzieller Hinsicht als auch in Bezug auf den Aufbau von Kapazitäten und den sozialen Zusammenhalt. Eine Kirche, die den Auftrag erfüllt, die Menschen mit dem Wort Gottes zu erreichen, damit alle ein Leben in Fülle haben, das nur durch eine persönliche Beziehung zu Jesus Christus zu finden ist.“ Das sind Hoffnungen, die so wahrscheinlich auch die Synodalinnen und Synodalen der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern (ELKB) teilen würden. Und vielleicht eine weitere Möglichkeit für ELKB und KELC, auf ihrem gemeinsamen partnerschaftlichen Weg voneinander zu lernen.

Foto: Klaus Dotzer

Jonathan Kapanga bei einer Baumpflanzaktion

Klaus Dotzer

▸ Das ausführliche Interview mit Jonathan Kapanga findet sich hier: https://mission-einewelt.de/pressemeldungen/news/

Geschichte „gegen den Strich bürsten“

Weltweites theologisches Forschungsprojekt zur kritischen Analyse der Geschichtsschreibung von Mission

Für einen ehrlichen und selbstkritischen Blick auf die eigene Vergangenheit und den ebenso selbstkritischen Umgang mit den dunklen Flecken in der eigenen Missionsgeschichte werben - als Fachvertreter der Interkulturellen Theologie - der Missionshistoriker Moritz Fischer und der Religionswissenschaftler Giovanni Maltese.

Sie plädieren dafür im Horizont diverser gegenwärtig brennender Debatten und Probleme, wie der globalen ökologischen Krise, die durch den Klimawandel, den Verlust biologischer Vielfalt und die Erschöpfung natürlicher Ressourcen geprägt ist, der kolonialen Kontinuitäten in Macht- und Wissensordnungen, der ungleichen globalen Besitzverhältnisse und der Forderung nach epistemischer Gerechtigkeit.

Zusammen mit 16 weiteren Forschenden aus Afrika, Asien, Lateinamerika und Europa arbeiten Fischer und Maltese unter dem Titel „Network Historiography of Mission (NHM)“ an der Frage, wie bisherige Konzeptionen einer „Geschichtsschreibung der christlichen Mission" im Kontext einer global verflochtenen Religionsgeschichte, die immer auch eine Geschichte von Machtverhältnissen ist, kritisch zu analysieren sind. Sie tun das im Rahmen eines von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) finanzierten Projekts, das Moritz Fischer konzipiert und initiiert hat. Dabei versuchen sie, Wege einer weiterführenden Auseinandersetzung zu eröffnen, die sich ihrer eigenen Voraussetzungen und Grenzen bewusst bleibt. Inhaltlich und institutionell verankert ist das Projekt der DFG am Fachbereich Theologie der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg, am Lehrstuhl von Maltese.

Fischer, Professor an der Fachhochschule für Interkulturelle Theologie (FIT) in Hermannsburg, betont: „Es muss um kritisches Hinhören, strukturelles Verlernen – etwa von einseitigen Bildern, ausgrenzenden Normen und Gewohnheiten – und die Auseinandersetzung mit der eigenen Situiertheit gehen.“ Durch die Anerkennung anderer Erfahrungen und die kritische Beschäftigung mit dem eigenen Standpunkt und den damit verbundenen Privilegien könnten „weiße und kolonial geprägte Sichtweisen dezentriert“ werden.

Das Thema an sich sei „ein durchaus heikles“, meint Fischer. Denn: „Zum einen müssen sich die deutschen Missionsinstitute sämtlicher Konfessionen hinterfragen, inwiefern sie in Ländern des Globalen Südens als Teil der unterdrückenden Kolonialmächte und Besatzer wahrgenommen werden. Zum anderen müssen sich auch die heutigen Kirchen des Globalen Südens fragen, inwieweit sie selbst bereit sind, ihre Geschichte als Unterdrückte aufzuarbeiten und infolgedessen womöglich auch mit heutigen Partnerkirchen in den Konflikt zu gehen.“

„Im Sinne einer historischen Transparenz“ möchte Fischer „jede Landeskirche und jedes Missionsinstitut“ ermutigen, „die bisherige Sicht auf die eigene Geschichte mal richtig gegen den Strich zu bürsten“. Die Kirchen und Missionswerke hätten sich bisher „viel zu wenig“ damit auseinandergesetzt, dass diese Geschichte bis heute zu – oft unbemerkten – rassistischen Ressentiments geführt habe. „Viele Missionare haben zum Beispiel im Dritten Reich sehr willfährig NS-Ideologie ins Ausland getragen, die dort oft noch Jahrzehnte weiter gewirkt hat, etwa auf dem südamerikanischen Kontinent“, betont der Professor für interkulturelle Theologie.

Vor kurzem hat sich das NHM, das sich seit einem Jahr zweimonatlich zu mehrstündigen Online-Konferenzen trifft, bei Mission EineWelt zu einem ersten einwöchigen Präsenz-Workshop getroffen. Erstes Ergebnis laut Fischer: „Wir haben das ursprüngliche Ziel, ein diesen Problematiken entsprechendes Lehrbuch zu konzipieren, verabschiedet.“ Der Anspruch auf eine fertige Konzeption könne „selbst Teil jener problematischen Wissenspolitiken sein, die wir hinterfragen wollen“. Fürs Erste gehe es darum, „bisherige Missionsgeschichtsschreibung kritisch analysieren“. Dieser Prozess soll dann in geneinsam und gleichberechtigt von Forschenden aus dem Globalen Süden und dem Globalen Norden verfassten Beiträgen auf eine Weise zugänglich gemacht werden, die nicht wie ein fertiges Lehrbuch funktioniert, sondern als didaktisch nutzbare Dokumentation, die künftige Diskurse anregen kann.

Foto: Moritz Fischer

Traf sich kürzlich bei Mission EineWelt: das internationale Forschenden-Netzwerk NHM

Die Arbeit von NHM steht nun unter dem Motto: „Kritische Analyse der Geschichtsschreibung der christlichen Mission im 19. und 20. Jahrhundert – Konzepte, Methoden und ihre Politiken“. Ein zweiter Präsenz-Workshop soll im Frühjahr 2026 in Makumira/Tansania an der dortigen theologischen Fakultät stattfinden.

NHM

Das Ticken der Uhren

Jörg Zehelein über die Asymmetrie von Verschiedenheiten und Gemeinsamkeiten im Verhältnis zur Herkunft

Gleich geht der Gottesdienst los. Wir Verantwortlichen stehen bereit. Zwei Pfarrpersonen in weißen Gewändern, eine davon ich selbst, und zwei Kirchenälteste, die Studierende sind, und darum nicht wirklich alt. Das Gebet ist gesprochen. Gebannt sehen wir alle auf ein Smartphone, die Sekunden werden gezählt. Exakt um 9 Uhr 58 ziehen wir vier in die Kirche ein, verbeugen uns vor dem Altar, wir beiden Pfarrpersonen gehen die Stufen zum Altar hinauf, wir knien und beten leise. Punkt 10 Uhr läuten die Glocken. Der Gottesdienst beginnt. Ein ganz normaler Sonntagsgottesdienst in der Kapelle der Evangelisch-lutherischen Tumaini University Makumira in Tansania.

Keine Spur von Verspätung, auf die Sekunde geht es los. Als ich Gemeindepfarrer in Unterfranken war, haben wir keinen einzigen Gottesdienst mit dieser Präzision gestartet. Aber hier in Makumira war das anders. Das hat mich ziemlich überrascht, als ich vor ungefähr sechs Jahren zum ersten Mal in einem Gottesdienst unserer Universitäts-Gemeinde mitgewirkt habe. Ein Stereotyp über afrikanische Kulturen ist doch, dass es Afrikaner*innen mit der Pünktlichkeit nicht so genau nehmen.

Natürlich, die Tumaini University Makumira ist ein besonderer Sozialraum, eine „künstlich zusammengewürfelte Gemeinschaft“ von Studierenden und Mitarbeitenden aus allen Ecken Tansanias (und zum geringen Teil von außerhalb). So hatte es mir mal ein tansanischer Kollege erläutert. Da ticken die Uhren ja vielleicht anders.

Und nicht nur die Uhren ticken möglicherweise anders. Makumira ist eine akademische Einrichtung. Wissenschaftliche Lernorte folgen oft ihrer eigenen Logik. In Tansania ist das sicher nicht anders als in Brasilien oder in Deutschland. Ein Student drückte das mal so aus: „Hier sind wir ja in Makumira. Da beschäftigen wir uns nicht mit sowas.“ Mit „sowas“ meinte er die Dämonenaustreibung, also Exorzismus. Konkret ging es um eine Anfrage in einem meiner Bachelor-Kurse: „Warum lernen wir eigentlich nichts über ein Ritual der Dämonenaustreibung? Was man betet, wie lange man betet?“ Aha, dachte ich mir. Dann ist Makumira nur eine Ausnahme der Regel. Dämonenaustreibung ist im Rest der Evangelisch-Lutherischen Kirche vielleicht ganz normal. Doch was sollte ich als Dozent dazu sagen? Dass es böse Geister gar nicht gibt? Dass man also mit dem Neutestamentler Rudolf Bultmann, einem Urgestein deutscher Theologie, nicht nur die biblische, sondern auch die tansanische Weltanschauung entmythologisieren müsse? Das wäre ziemlich kolonial gedacht.

„Toka, toka, toka! … kwa jina la Iesu!“ – auf deutsch: „Fahr aus, fahr aus, fahr aus! … im Namen Jesu.“ Ich erinnere mich noch sehr gut, als ich plötzlich diese Worte, wiederholt und laut, und dazu ziemlichen Lärm vernahm. Mitten auf dem Campus der Tumaini University Makumira. Ich war gerade in meinem Büro und ging nach draußen, um nachzusehen. Eine Studentin lag auf dem Boden, nicht weit entfernt vom Hörsaal, in dem sie zu schreien begonnen hatte. Um sie herum standen überwiegend Männer, laut betend und gestikulierend. Einige hielten die junge Frau an Armen, Schultern und Beinen fest. Eine kleine Gruppe brachte die junge Frau nach ein paar Minuten an einen ruhigeren Ort. Darunter war auch eine tansanische Pfarrerin, die ich als Studentin aus einem meiner Kurse kannte. Ich war beruhigt. Bei ihr sah ich die junge Frau gut aufgehoben. Am nächsten Tag deutete die Pfarrerin mir gegenüber an, dass die junge Frau in einer sehr herausfordernden Lebenssituation sei. Vielleicht war es ein Nervenzusammenbruch, dachte ich mir. Sicherlich sahen das die meisten meiner tansanischen Mitchrist*innen genauso, einige vermuteten wohl mehr dahinter: böse Geister.

Mir persönlich ist diese Vorstellung fremd. Als Dozent formulierte ich darum nur vorsichtige Hinweise oder Anfragen. Zum Beispiel, dass oftmals vulnerable Gruppen der Gesellschaft, insbesondere Frauen, mit Dämonenbesessenheit in Verbindung gebracht werden. Ist das nicht Ausdruck und Verstärkung von Diskriminierung? Dennoch muss auch ich mich in Frage stellen lassen: Sind mein Glaube und meine Theologie zu säkular, ohne Raum für Übernatürliches? Zum Nachdenken hat mich das Sammelwerk „Mission. Geht’s Noch?“ (2024) gebracht. Die Herausgeberin Claudia Währisch-Oblau kritisiert darin ein Überlegenheitsdenken westlich-säkularer Rationalität (Ss. 161-166). Postkoloniale Demut und Offenheit für Differenz und Vielfalt mahnen zur Vorsicht.

Ich glaube nicht, dass es weiterhilft, wenn wir andere Kulturen ausschließlich als anders und darum fremd wahrnehmen. Eine säkulare Sicht auf böse Geister als Chiffre für erlittene Psychotraumata kann genauso hilfreich sein wie ein Gebet, das Blockaden löst. Kulturelle Prägungen sind fließend und sollen es auch sein. Ein Deutscher, der zur Unpünktlichkeit neigt, fühlt sich zu Beginn eines Gottesdienstes in Makumira nicht zu Hause. Und eine Tansanierin, die mit Dämonen persönlich nichts anfangen kann, fühlt sich in einem säkularen Christentum heimisch. Hier fand ich den Hinweis des Praktischen Theologen Emmanuel Y. Lartey (Ghana/USA) in seinem Werk „In Living Colour. An Intercultural Approach to Pastoral Care and Counselling” (S. 34) sehr hilfreich. Jeder Mensch sei in gewisser Hinsicht wie alle anderen, wie einige andere, wie niemand anderes. Kulturen prägen, sie prägen aber nicht alles. Darum können wir über Kulturen hinweg gemeinsam unterwegs sein, als Menschen und Glaubende, in Individualität und Verschiedenheit, aber auch in Solidarität und Gemeinschaft.

Jörg Zehelein

Erster Direktor des bayerischen Missionswerks verstorben

Mission EineWelt trauert um Horst Becker

Foto: Mission EineWelt

Horst Becker bei einer Veranstaltung anlässlich seines 90. Geburtstages

Am 6. Januar 2025 ist Horst Becker im Alter von 98 Jahren verstorben. Er war der erste Direktor des Missionswerks der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern (MWB). Am 12. Juni 1972 wurde er beim Missionsfest in Gunzenhausen in dieses Amt eingeführt - knapp zweieinhalb Monate nach der Gründung des Missionswerks am 1. April 1972.

„Horst Becker hat in seiner Zeit als Direktor des Missionswerks der ELKB vorausschauend und mit Offenheit thematische Entwicklungen der weltweiten Kirche aufgenommen und erfolgreich in die Partnerschaftsarbeit der bayerischen Mission integriert“, würdigt Mission EineWelt-Direktorin Gabriele Hoerschelmann den Verstorbenen. Thomas Nagel

Architekt in Tansania

Tomas Caspary geht in Rente

Am 31. März 2025 endete das aktive Berufsleben von Tomas Caspary. Als Architekt hat er 34 Jahre und 7 Monate im Auftrag von Mission EineWelt und der ELKB in der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Tansania (ELCT) gearbeitet. Über 50 Kirchengebäude hat er in diesen Jahren gezeichnet und oftmals auch die Bauleitung übernommen. Dazu kamen ungezählte Klassenräume, Labore und Internatsgebäude in Schulen. In vielen Krankenhäusern der ELCT sind in den vergangenen drei Jahrzehnten von Tomas Caspary entworfene Operationssäle, Röntgengebäude, Entbindungsstationen und Ambulanzgebäude gebaut worden. Claus Heim

Foto: Jens Wegener

Bauen als Teamwork: Architekt Tomas Caspary gemeinsam mit Bauunternehmer Isaak Lembris auf einer Baustelle in Usa River, Tansania

NEU! Begleiten Sie uns in die weltweite Kirche: Neuigkeiten aus Afrika, Lateinamerika, Papua-Neuguinea und Pazifik/Ostasien.

Welt-bewegt – Der Newsletter von Mission EineWelt

Hier geht's zum Abo!

Mission EineWelt
Weil es uns bewegt!

Mission EineWelt NEWS

Zeitschrift von Mission EineWelt - Centrum für Partnerschaft, Entwicklung und Mission der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern.

Herausgeber: Dr. Gabriele und DMin. Hanns Hoerschelmann

Verantwortlicher Redakteur i.S.d.P.: Thomas Nagel

Redaktion „Mission EineWelt News“: Thomas Nagel

Redaktionssekretariat: Alexandra Nießlein

Redaktionsadresse: „Mission EineWelt News“, Centrum Mission EineWelt, Postfach 68, 91561 Neuendettelsau; Tel. 09874 9-1031, Fax: 09874 9-3180;
E-Mail: medien@mission-einewelt.de, Internet: www.mission-einewelt.de

Layout: Daniela Denk

Druck: MHD Druck und Service, Harmsstr. 6, 29320 Hermannsburg

Bankverbindung:
Evangelische Bank eG; IBAN: DE12 5206 0410 0001 0111 11; BIC: GENODEF 1EK1

Bezugspreis: Die Zeitschrift EineWelt erscheint vier Mal jährlich, Jahresbezugspreis 18 Euro, Einzelheft 4,50 Euro, Auslandspreise auf Anfrage

Die Zeitschriften der Kooperation Missionspresse werden auf FSC-zertifiziertem Papier gedruckt, die CO_2-Belastung durch den Druck wird durch Kompensationszahlungen an klimaschonende Projekte ausgeglichen.

Druckprodukt CO_2 kompensiert klima-druck.de ID-Nr. 25203854 VDM+

Lizenziertes Material aus nachhaltiger Forstwirtschaft MHD Druck & Service GmbH www.mhd-druck.de

uf die Ohren

EineWelt
Magazin für Mission und Ökumene
2/2025

Horizontwechsel

Podcast von Mission EineWelt
Host: Sung Kim
Erscheinungsrhythmus: 1 x im Monat

Was bringt einen Pfarrer vom Kilimandscharo ins Allgäu? Welches Projekt verfolgt eine Lehrerin in Bayern? Was treibt einen Seemannspastor in Singapur an? In „Horizontwechsel" nehmen die spannenden Gäst*innen Sie mit auf ihre Reise in eine andere Welt. Sung Kim spricht mit ihnen über ihre persönlichen Erfahrungen und Projekte aus den Bereichen Diakonie, Bildung und Medizin – ob in der ursprünglichen Kultur oder in der zweiten Heimat.

MEW

Stachel und Herz

Podcast der
Vereinten Evangelischen Mission
Hosts: Sarah Vecera und Thea Hummel
Erscheinungsrhythmus: 2 x im Monat

Wie steht es um die Vielfalt in Kinderbüchern? Wie lassen sich Menschenrechte postkolonial denken? Ist die Zukunft der Kirche feministisch? Die Hosts Sarah Vecera und Thea Hummel reden über Diskriminierung in der Kirche und träumen von einer Gemeinschaft für alle. Dazu legen sie den Stachel in die Wunde – mal mit weiteren Expert*innen oder Gäst*innen und mal zu zweit, aber immer mit Herz.

VEM

icons8-team/unsplash

Verantwortung anerkennen, gemeinsam Zukunft gestalten

Europa und Afrika verbindet eine lange, aber oft schmerzhafte Geschichte – geprägt von kolonialer Ausbeutung, rassistischer Überheblichkeit und kultureller Entwertung. Der Berliner Konferenz 1884/85 kommt bei der europäischen Expansion nach Afrika eine tragende Rolle zu. Die Beschlüsse hatten dramatische Folgen, die teilweise bis heute nachwirken.

Masiiwa Ragies Gunda, promovierter Theologe und Programmleiter der Antirassismusarbeit (Program for racial justice, equity, and inclusion) beim Ökumenischen Rat der Kirchen (ÖRK) spricht im Interview über die dramatischen Folgen und erläutert Schritte, die zur Überwindung von Rassismus beitragen können.

Inwiefern trägt Europa eine historische Verantwortung für die Entstehung und Fortdauer des Anti-Schwarzen Rassismus, insbesondere im Kontext von Mission, Kolonialismus und Wissenschaft?

Die Schuld Europas in diesem Zusammenhang ist tatsächlich sehr groß. Aber das Verschulden Europas geht sogar noch weiter und erstreckt sich auch auf die Wirtschaft, auf die Politik und sogar auf die Bildung. Und so müssen wir dies im Kontext der kolonialen und imperialen Abenteuer Europas verstehen, die sich bis zu einem gewissen Grad mit dem christlichen Wunsch, die Welt zu evangelisieren, verstricken. Das lässt sich gut beispielsweise an Subsahara-Afrika beobachten. Der Erfolg des Evangelisierungsprojekts war mit der Kolonisierung Afrikas verbunden.

Historisch gilt die Berliner Konferenz 1884/85 als die Grundlage für die Aufteilung Afrikas in europäische Kolonien. Welche Folgen hatte das für die Menschen vor Ort?

Ganz direkte. Denn als die europäischen Mächte sich 1884/1885 in Berlin trafen, haben sie nicht nur das Gebiet unter sich aufgeteilt, sondern auch die Menschen. Sie zogen Grenzen und plötzlich gehörten manche Menschen zu Deutschland, andere zu Belgien, Großbritannien oder Frankreich usw. Das war die Hochphase der Kolonisation. Die europäischen Mächte teilten Afrika also unter sich auf und nannten es wirklich „Race for Africa", also Wettlauf um Afrika. Ein Grund war, dass sie durch die Abschaffung der Sklaverei Afrikaner*innen nicht mehr versklaven und vom afrikanischen Kontinent verschleppen konnten. Die Kolonisierung führte also dazu, dass Afrikaner*innen im Grunde in der eigenen Heimat versklavt wurden. Das ist ein Aspekt. Ein anderer Aspekt der Kolonisierung ist, dass sie dazu führte, dass die Evangelisierung Afrikas sehr viel schneller als davor voranschritt, so dass man sagen kann, dass es eine Zeit gab, in der Subsahara-Afrika effektiv tatsächlich ein christliches Afrika war. Kolonisation und Mission sind hier eng miteinander verknüpft.

Das Mission und Kolonisation allgemein sehr eng verknüpft sind, hört man ja oft. Kann man das in diesem Fall auch an konkreten Dingen festmachen?

Dass dieser Eindruck entsteht, liegt zum einen an der Wahrnehmung der Menschen und zum anderen an den historischen Tatsachen. Wir hatten die Situation, dass in der Wahrnehmung der Menschen Missionar*innen, koloniale Siedler*innen, Kaufleute und politische Akteur*innen alle gleich aussahen, weil sie alle Europäer*innen waren. Und so entstand in gewisser Weise das Bild, dass Kolonisation und Mission ein europäisches Gesamtprojekt waren. Es spielte keine wirkliche Rolle, ob jemand Missionar*in, Unternehmer*in oder Minenarbeiter*in war. Sie sprachen meist dieselbe Sprache, hatten die gleiche Kultur und die meisten teilten auch die gleichen rassistischen Vorurteile gegenüber Afrikaner*innen. Und wirtschaftlich betrachtet hat Afrika einen hohen Preis bezahlt, weil Menschen und Ressourcen ausgebeutet wurden. Aber es wurde auch die Art erschüttert, wie bis dahin Wissen vermittelt wurde. Früher wurde das Wissen von den Älteren innerhalb der Gemeinschaft an die Jüngeren weitergegeben. Doch durch Kolonisation und Mission sollten die Schüler*innen nun in einem System lernen, das Fremde prägten und ihm vorstanden und das zudem epistemologische Perspektiven vermittelte, die sich deutlich von denen ihrer Älteren unterschied. Das führte zu großen Spannungen innerhalb von Familien, weil die Kinder dieses andere Wissen mit nach Hause brachten, das ihre Eltern und Großeltern nicht hatten – aber nur weil, sie eben völlig anders unterrichtet

privat

Masiiwa Ragies Gunda

Zur Person

Dr. Masiiwa Ragies Gunda koordiniert beim Ökumenischen Rat der Kirchen (ÖRK) das Programm zur Überwindung von Rassismus. Er studierte Religionswissenschaften an der Universität Simbabwe und promovierte im Fach Interkulturelle Angewandte Bibelstudien an der Universität Bayreuth.

Priscilla du Preez/unsplash

worden waren. Daraus entstand eine problematische Fragmentierung von Familie, die sich ganz konkret auf den Einfluss von Kolonisation und Mission zurückführen lässt.

Sind das Dinge, die sich bis heute auswirken?

Tatsächlich gehen viele wirtschaftliche Probleme, die afrikanische Länder bis heute haben, auf die Kolonialzeit zurück. Aber auch der andere Aspekt, den ich beschrieben habe, wirkt bis heute nach. Denn dadurch dass mit der Kolonialzeit alles westlich Geprägte, wie etwa Bildung, Wirtschaft, Theologie oder sogar das Christentum, von sich behauptete, allem afrikanisch Geprägten überlegen zu sein, führte das dazu, dass die Menschen begannen alles Afrikanische geringzuschätzen – sich selbst inbegriffen. Weil sie das ihnen immer wieder vermittelte Gefühl von Minderwertigkeit akzeptiert und internalisiert haben. Auch das wirkt bis heute nach.

Wo und wie kann man denn bei diesem Problem ansetzen, um es zu beheben?

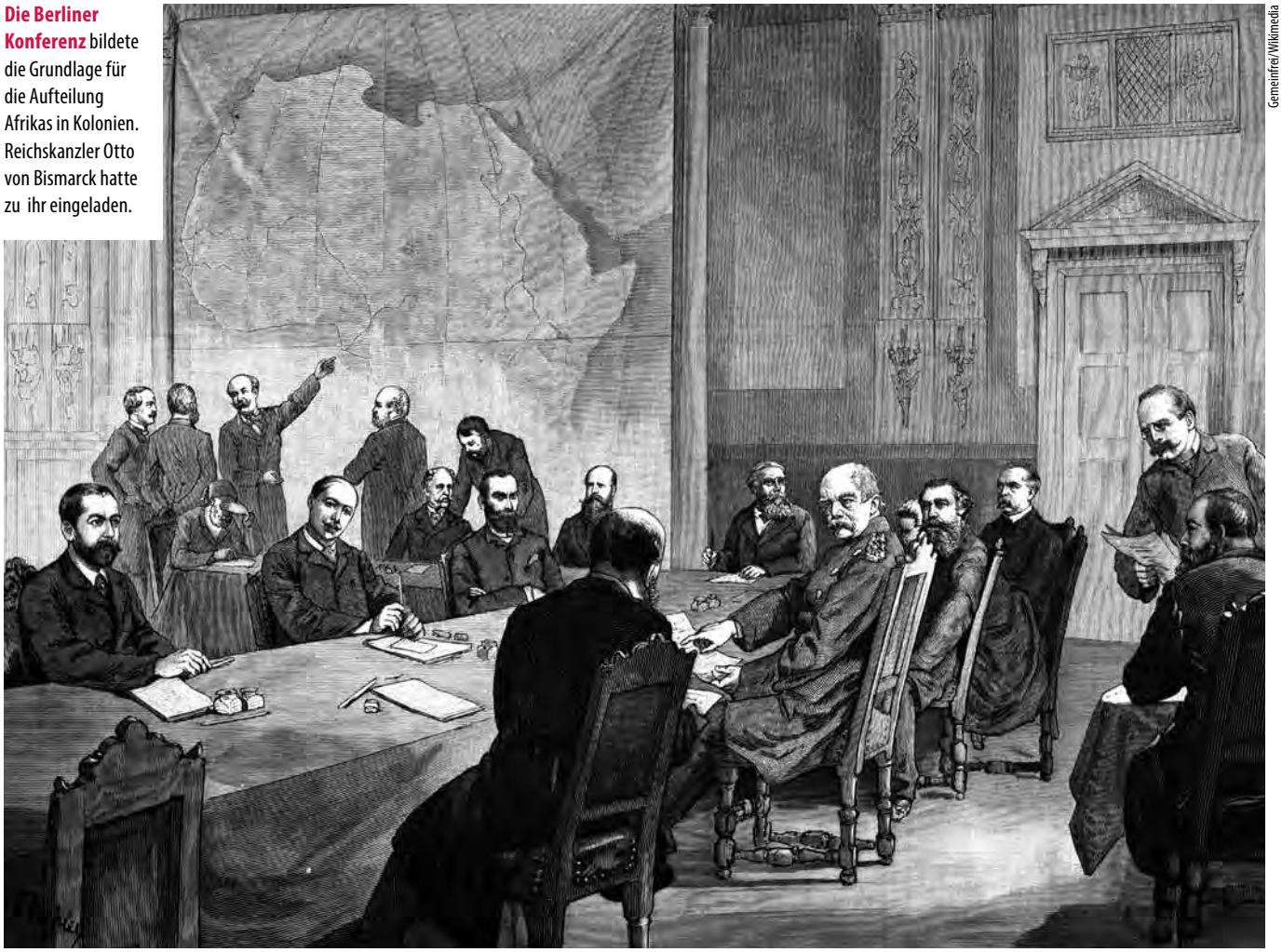
Wir beim ÖRK arbeiten beispielweise intensiv daran, die theologische Ausbildung und Ausbildung generell zu dekolonisieren, so dass Minderwertigkeitsgefühle nicht länger entstehen oder sich festsetzen können. An ihre Stelle soll beispielsweise das Bewusstsein treten, dass ein Fehler nur ein Fehler ist, der nichts über den eigenen oder den Wert anderer Menschen aussagt. Also nicht ein angeborener Makel in uns dafür sorgt, dass wir Fehler machen, sondern nur die Tatsache, dass eben alle Menschen das gelegentlich tun. Und der einzige Weg, der dabei wirklich Erfolg verspricht, ist, bereits mit Kindern zu arbeiten. Denn als erwachsenen Menschen fällt es uns deutlich schwerer, Altes zu vergessen, um Neues zu lernen. Diese Herangehensweise, so hoffen wir, wird dafür sorgen, dass sich alle Kinder, egal ob aus Europa, Afrika, Asien oder Lateinamerika, gegenseitig als gleichwertige Menschen betrachten, mit den gleichen Rechten, mit der gleichen Art zu leben und der gleichen Berechtigung und Würde, die wir alle haben, weil wir von Gott geschaffen wurden.

Durch die Missionsunternehmungen vieler europäischer Kirchen sind häufig afrikanische Kirchen und partnerschaftliche Beziehungen entstanden, die bis heute fortdauern. Ergeben sich daraus Probleme in Bezug auf Dekolonisierungsbestrebungen?

Ja. Denn es gibt viele geerbte Traditionen, Wahrnehmungen und Privilegien, manchmal auch Fragmentierungen. Wie geht man also damit um? Der erste Schritt ist ein sicheres Umfeld für einen selbstbewussten, ehrlichen Austausch zu haben. Denn das war nicht immer so. Die europäischen Kirchen sind in der Regel auch heute noch reicher und finanziell stabiler aufgestellt als ihre Gegenstücke im Globalen Süden, die sie bereits seit Jahrzenten unterstützen. Finanzielle Abhängigkeit sorgt in den meisten Fällen aber für asymmetrische Machtverhältnisse. Das bedeutet, dass Kirchen des Globalen Südens in diesem Konstrukt unter Umständen nicht frei sprechen, weil sie befürchten, dass ihnen andernfalls die finanzielle Unterstützung entzogen wird. Und diese Asymmetrie belastet die ökumenische Bewegung. Wir brauchen also sichere Räume, in denen ein Austausch auf Augenhöhe möglich wird, ohne dass irgendjemand befürchten muss, dass das Gesagte, die finanzielle Unterstützung negativ beeinflusst. Und um das wirklich zu erreichen, müssen sich beide Seiten aufeinander zubewegen. Diese sicheren Räume zu kreieren, in denen Finanzierungsfragen außenvor bleiben, ist etwas, an dem wir als ÖRK in den letzten zwei bis drei Jahren intensiv gearbeitet haben. Damit das aber wirklich erfolgreich sein kann, müssen besonders die europäischen Kirchen bereit sein, sich ihrer unbequemen Vergangenheit zu stellen und ihre historische Verantwortung anzuerkennen. Und das heißt auch, dass die Menschen, die diese Kirchen bilden, bereit sein müssen, anzuerkennen, dass in gewisser Hinsicht die Berliner Konferenz von 1884/85 ihnen – auch wenn sie nicht darum gebeten haben – bis heute Vorteile und Privilegien beschert hat. Natürlich ist die Ausbeutung Afrikas nicht die Tat aller Europäer*innen. Es ist die Tat von Wenigen. Aber das Ergebnis ist ein gut entwickeltes Europa, in dem wir heute leben. Dies anzuerkennen, ist Teil eines schwierigen Erkenntnisprozesses, in dem wir begreifen, dass wir zwar persönlich nichts falsch gemacht haben, aber dennoch Vorteile und Privilegien genießen, die aus der Ausbeutung der Vergangenheit resultieren.

Das klingt nach einem sehr persönlichen Erkenntnisprozess.

Ja. Und er geht sogar noch weiter. Wir müssen erkennen, dass es auch heute noch eine kleine Gruppe von Profiteur*innen gibt, die sogar noch mehr Privilegien haben. Sie vermehren ihren Wohlstand dadurch, dass sie Menschen in Europa und Afrika gleichermaßen ausbeuten. Und diesen Profiteur*innen ist daran gelegen, weiterhin rassistische Überlegen- und Unterlegenheitsgefühle zwischen europäischen und afrikanischen Menschen zu kreieren und damit eine Trennung aufrechtzuerhalten. So dass ganz gewöhnliche Menschen wie Sie und ich nicht erkennen, dass wir uns vielleicht näher sind, als es uns von der Klasse der



Gemeinfrei/Wikimedia

Die Berliner Konferenz bildete die Grundlage für die Aufteilung Afrikas in Kolonien. Reichskanzler Otto von Bismarck hatte zu ihr eingeladen.

Profiteur*innen weisgemacht wird, weil wir beide Opfer der Ausbeutung durch diese Profiteur*innen sind. Aber an diesen Punkt zu kommen, wo beispielsweise eine Person aus Deutschland und eine aus Simbabwe erkennt, dass sie eine*n gemeinsamen Feind*in haben, ist sehr schwierig. Wir arbeiten daher an Plattformen, wo wir uns finden können, damit wir uns gemeinsam gegen die zur Wehr setzen können, die uns ausbeuten.

Wir müssen also im ersten Schritt die Vergangenheit anerkennen. Im zweiten Schritt müssen wir die Gegenwart neu bewerten und schauen, was gerade passiert. Die zunehmenden rechten politischen Strömungen überall auf der Welt machen uns bewusst, dass das Problem des Klassismus sowie das Problem des Rassismus auch weiterhin die Diskussionen beherrschen werden. Wir müssen also als Kirchen und als Christ*innen die Gegenwart neu bewerten und uns fragen, was unsere Rolle in dem, was passiert, ist. Wie können wir unsere Gesellschaften positiv beeinflussen und ein stetiges politisches Abdriften nach rechts verhindern? Denn das, was damit einhergeht, der Umgang mit Geflüchteten beispielsweise, geht nach Ansicht des ÖRK in vielerlei Hinsicht gegen das, was wir als Christ*innen glauben und wofür Jesus Christus sein Leben gegeben hat. Schließlich im dritten Schritt müssen wir gemeinsam eine Vision für die Zukunft entwickeln, in der wir alle am gleichen Tisch sitzen und die gleichen Stühle und Teller benutzen und aus dem gleichen Topf essen. Und auch das ist nicht einfach. Denn wenn man gewohnt ist, aus einem bestimmten Topf zu essen, und jemand anderes isst aus einer anderen Art von Topf, wie sollen wir da zusammenfinden? Es kommt also darauf an, dass wir zwar unsere gewohnten Mahlzeiten in unseren gewohnten Töpfen zubereiten, aber dass wir diese Mahlzeiten dann am großen Tisch alle miteinander teilen. Wenn uns das gelingt, können wir in gewisser Weise den Leib Christi wiederherstellen und eine Familie werden, die wir sein sollten. Also es gibt viel zu tun, aber es gibt auch viel Begeisterung und Hoffnung, dass wir in unseren Bestrebungen nicht allein sind und diese Zukunft nicht unmöglich ist.

Das Interview führte Tanja Stünckel.

Hausangestellte in Peru

Nicht länger unsic

Sofia Mauricio Bacilio berät, insistiert und informiert: im persönlichen Gespräch, in großer Runde und am Mikrofon im Radio. Die 59-Jährige ist Aktivistin für die Rechte der Hausangestellten in Peru und weiß, worüber sie spricht. Im Alter von sieben Jahren begann sie, für andere zu arbeiten.

Das weißlackierte Gitter vor der Tür im 3. Stock des Bürohauses ziert ein weiß-blauer Flyer mit Infos und dem Schriftzug Casa de Panchita. „Den Namen haben diejenigen, denen wir helfen wollen, unserem Projekt gegeben: die Hausangestellten. Francisca ist ein beliebter Name in Peru, Panchita der gängige Spitzname und eine Hausangestellte, für die wir uns erfolgreich engagiert haben, hieß so“, erklärt Sofia Mauricio Bacilio. Sie ist eine der treibenden Kräfte hinter der Nichtregierungsorganisation, die eigentlich Asociación Grupo de Trabajo Redes (AGTR), so viel wie Vereinigung Arbeitsgruppe Netzwerk heißt. Der Name war den Mädchen und Frauen, für deren Rechte AGTR eintritt, zu sperrig und so etablierte sich schnell Casa de Panchita. „Wir sind Anlaufstelle für Hausangestellte in Lima. Hier können sie sich weiterbilden, hier werden sie beraten, hier vermitteln wir sie an potenzielle Arbeitgebende und hier engagieren wir uns für ihre Rechte“, erklärt Sofia Mauricio Bacilio mit einem freundlichen Lächeln. Die Frau von Ende 50 ist so etwas wie das Gesicht der Organisation und seit mehr als dreißig Jahren für die Casa und die Rechte der Hausangestellten in Peru aktiv.

Knut Henkel

Die „Casa de Panchita“ ist Anlaufstelle für Hausangestellte in Lima, denn sie bietet Weiterbildung, Beratung, Arbeitsvermittlung und Rechtshilfe in einem. Sofia Mauricio Bacillo ist bereits seit über 30 Jahren für die „Casa“ aktiv.

Knut Henkel

Sofia Mauricio Bacilio

htbar

Knut Henkel

Die Nichtregierungsorganisation „Casa de Panchita“ liegt im 3. Stock eines Bürohauses mitten in Lima. Sie setzt sich für die Rechte der Hausangestellten in Peru ein. Flyer an der Tür informieren auch außerhalb der Bürozeiten.

Lange bot die Casa Weiterbildungskurse in einem angemieteten Haus im Zentrum Limas an. Doch so ein Haus kann sich die Hilfsorganisation derzeit nicht leisten. Aus zwei Räumen besteht das Büro, welches die Frauen im zentral gelegenen Stadtviertel Magdalena del Mar in Lima angemietet haben. „Hier ist unsere Personal-Vermittlungs-Agentur untergebracht und am Wochenende führen wir Seminare durch: informieren über die gesetzlichen Grundlagen für die Anstellung von Dienstmädchen, machen Bewerbungstrainings, aber auch Computerkurse“, gibt Sofia Mauricio Bacilio Einblick in ihre Arbeit und die ihrer Mitstreiter*innen.

Ein knappes Dutzend Frauen sind für die Casa de Panchita aktiv und mehrere haben wie Sofia Mauricio Bacilio auch selbst als Hausangestellte unter oft miesen Bedingungen gearbeitet. „Mit sieben Jahren hat mich meine Mutter in Cajabamba bei einer Familie untergebracht, die ein Restaurant betrieb, weil sie schlicht nicht wusste, wie sie mich ernähren sollte. Mein Vater hatte uns verlassen, um Arbeit zu suchen. Er ist nie wieder aufgetaucht“, schildert sie ihre eigene Geschichte. Die deckt sich mit der von Tausenden anderen Hausangestellten in Peru, wo heute mindestens 700.000 Frauen in fremden Haushalten schuften. Sofia Mauricio Bacilio hat fast dreißig Jahre als Hausangestellte gearbeitet. „Bis Mitte der 1990er Jahre“, erinnert sich die Frau, die aus der Region Cajamarca, rund siebenhundert Kilometer nördlich von Lima, stammt. „Ich bin in einer armen Bauernfamilie groß geworden, meine Großeltern waren noch Leibeigene eines Großgrundbesitzers in Cajabamba.“ In der Kleinstadt, rund drei Fahrtstunden entfernt von der alten Inkastadt Cajamarca, ist sie aufgewachsen und hat von klein auf darauf gepocht, zur Schule gehen zu dürfen. „Ich wollte mit anderen Kindern zu tun haben, mich austauschen und für mich wurde die Schule schnell das Sprungbrett in ein anderes, selbstbestimmtes und nicht von Ausbeutung bestimmtes Leben“, erklärt Bacilio.

Zur Schule ist sie immer gegangen – erst in Cajabamba und auch später als sie mit 12 Jahren nach Lima kam. In Lima war es oft der Abendunterricht, den sie besuchte, und dort bekam sie auch den Tipp von einer anderen Schülerin, den Haushalt zu verlassen, in dem sie bis dahin gearbeitet hatte. „Ich war da von der Frau des Hausherrn mies behandelt worden. Sie hat mir den Kopf geschoren, mich geschlagen und gedemütigt“, erinnert sich Bacilio an ihre schlimmsten Jahre als Hausangestellte. Die Jahre vor ihrem 16. Geburtstag waren ein Wendepunkt in ihrem Leben und daran hatte die Kirche der Gemeinde la Victoria in Lima ihren Anteil. „Ich bin damals einer katholischen Jugendorganisation beigetreten, ein Pastor hat uns unterrichtet und uns erklärt, dass wir Rechte haben und es eine Gewerkschaft von Hausangestellten gibt“, erinnert sich Bacilio. Daraufhin erstritt sich die Jugendliche in dem neuen Haushalt, in dem sie damals anfing, das Recht, nach der Arbeit in die Schule gehen zu dürfen. „Bis spät in die Nacht habe ich damals studiert – meist allein, am Wochenende oft mit anderen und 1996 hatte ich dann mein Abitur in der Tasche“, erinnert sich Bacilio und lässt ein stolzes Lächeln um ihre Lippen spielen.

Moralisch unterstützt wurde sie dabei immer von ihrer Mutter, zu der der Kontakt nie abriss. „Meine Mutter hat mir eingeimpft, wie wichtig die Solidarität unter Frauen ist. Sie war eine patente, überaus kämpferische Frau.“ Vor zwei Jahren ist sie gestorben. Ebenso wie Blanca Figueroa, Freundin und Mentorin bei AGTR. Die Psychologin und Frauenrechtsaktivistin hat die Casa de Panchita mitaufgebaut, ihr Gehalt für die Miete des Hauses in den ersten Jahren gespendet und sich später um Spenden und Projektförderung aus dem Ausland gekümmert. Eine derart versierte Frau fehlt der Casa de Panchita heute und derzeit sieht es besonders düster aus. Die Entscheidung von US-Präsident Donald Trump, US-Aid, die US-Organisation für die Koordinierung der Entwicklungshilfe, über Nacht

aufzulösen, hat sich auch für die Casa de Panchita negativ ausgewirkt. „Bis 2026 laufen unsere Verträge mit der interamerikanischen Stiftung Fundación Interamericana (IAF), aber wir erhalten schon jetzt deutlich weniger Geld und sparen, wo wir können“, erklärt Bacilio und zieht die Augenbrauen hoch.

Ohne Unterstützung aus dem Ausland ist die Casa de Panchita aufgeschmissen, denn in Peru ist trotz der Verabschiedung des Gesetzes für Hausangestellte, Gesetz 31047, ihre Situation nach wie vor prekär. „Mit dem Gesetz ist zwar ein Traum von mir und vielen anderen Frauen in Erfüllung gegangen, aber wir sind weit davon entfernt, dass das Gesetz implementiert, Verordnungen zur Sanktionierung bei Nichterfüllung eingeführt und die Inhalte im Alltag umgesetzt werden“, schildert die gläubige Katholikin die zentralen Herausforderungen.

Sie ist immer wieder im Ministerium für Arbeit unterwegs, welches das Gesetz 31047 Ende 2020 nach langen Jahren des Wartens schließlich verabschiedete. „Auf den letzten Drücker und entsprechend schlecht vorbereitet“, kritisiert Bacilio. Peru hat die ILO-Konvention 189 für menschenwürdige Arbeitsbedingungen von Hausangestellten aus dem Jahr 2011 zwar im November 2018 ratifiziert, aber sich nicht direkt an die Ausarbeitung des Gesetzes gemacht. Erst Ende 2019 begannen die Arbeiten am Gesetzestext und dazu ist Bacilio vom Ministerium mehrfach als Expertin gehört worden. Gleichwohl hat sie von der endgültigen Verabschiedung des Gesetzes erst aus der Presse erfahren.

„Mit uns wird nicht auf Augenhöhe gesprochen“, moniert Bacilio, die jeden Montag live im Radio bei „No somos invisibles“ (Wir sind nicht unsichtbar) zu hören ist. Das Programm für und von Hausangestellte(n) läuft seit mehr als einem Jahrzehnt. Für die Arbeit am Mikrofon brennt Sofia Mauricio Bacilio seit ihrem ersten Besuch im Studio in Piura, einer Stadt im äußersten Norden Perus. „Seit Ende der 1990er Jahre mache ich Radio und es macht mir unbändigen Spaß“, erklärt Bacilio, die in einer kleinen Wohnung im Zentrum von Lima lebt. Fotos von ihrem Jahr

Die Millionenstadt Lima liegt eingebettet zwischen den Ausläufern der Anden und dem Pazifischen Ozean und gilt nach Kairo als größte in einer Wüste befindlichen Stadt.

in den USA, von den Kongressen und Events von Hausangestellten in Bogotá, La Paz und anderen Städten hängen an den Wänden. Die Regale sind mit Literatur, aber auch mit Handbüchern der Internationalen Arbeitsorganisation (ILO) und Gewerkschaften bestückt. Als verkappte Gewerkschaftsaktivistin war Sofia Basilio in den 1990er Jahren unterwegs, getarnt als Bildungs- und Vernetzungsexpertin für Hausangestellte: „In den Jahren der Fujimori-Diktatur war es in Peru einfach zu gefährlich, offen als Gewerkschaftsaktivistin zu agieren", erinnert sich die mittelgroße Frau mit den langen Haaren, die heute das Gesicht von Casa de Panchita ist und auch für die Öffentlichkeitsarbeit der Organisation zuständig ist. Dafür nutzt sie natürlich auch die montägliche Radiosendung, deren erklärtes Ziel es ist, diejenigen, die in Peru in aller Regel unsichtbar sind, sicht- und hörbar zu machen. Dafür interviewt Sofia Mauricio Bacilio Hausangestellte und spricht mit Expert*innen über die vielen Facetten der Implementierung des Gesetzes 31047 und die fehlenden Kontrollinstrumente. „Es gibt zwar eine Kontrolleinheit im Arbeitsministerium, aber die Inspektor*innen sind schlecht qualifiziert. Da würden wir gern nachhelfen".

Doch für ein solcher Weiterbildungsangebot von Casa de Panchita braucht es ein Budget. Und das hat das Ministerium bisher nicht bewilligt – trotz aller Missstände, Misshandlungen, fristlosen Kündigungen nach langjähriger Tätigkeit und anderen Delikten. „Das wird sich unter der derzeitigen von Korruptionsskandalen geschüttelten Regierung kaum ändern", glaubt Bacilio. Sie sucht daher Kooperationen mit kritischen Medien, wie dem Online Portal „Ojo Público". Das wird demnächst eine Reportage über den Fall einer Hausangestellten bringen, auf den Sofia Mauricio Bacilio die Reporter*innen des investigativen Mediums aufmerksam gemacht hat. Ein kleiner Erfolg, der dazu beiträgt, die Organisation sichtbar zu machen und vielleicht auch die eine oder andere Spende generieren könnte. Denn darauf ist die Casa de Panchita derzeit mehr als angewiesen.

Knut Henkel ist Politikwissenschaftler und freier Journalist aus Hamburg

Willian Justen de Vasconcellos/unsplash

Dibakar Roy/unsplash

Hoffnung auf Gerechtigkeit, Frieden und nationale Einheit

Wirtschaftskollaps, politische Umwälzungen, Massenproteste: Sri Lanka hat bewegte Jahre hinter sich. Mit der neuen Regierung keimt nun Hoffnung auf Aufschwung und Versöhnung. Doch die Herausforderungen sind groß und die Spuren der Krise tief. Die Kirchen wollen die Regierung nicht nur kritisch begleiten, sondern sehen sich auch als wichtige Akteurin auf dem Weg aus der Krise in eine bessere Zukunft für alle Menschen im Land.

Der Generalsekretär des Nationalen Kirchenrats Sri Lankas (NCCSL), Pfarrer Sujithar Sivanayagam, berichtet im Interview von Hilfsprogrammen, Herausforderungen und großen Hoffnungen für die Zukunft.

Sri Lanka hat in den letzten Jahren politisch und wirtschaftlich turbulente Zeiten erlebt. Welche Rolle haben die Kirchen in dieser Krise gespielt?
Sri Lanka war in den letzten Jahren mit einem beispiellosen wirtschaftlichen Zusammenbruch, politischen Umwälzungen und einer Regierungskrise konfrontiert. Die Wirtschaftskrise von 2022, die durch finanzielle Misswirtschaft und externe Einflüsse ausgelöst wurde, führte zu einer schweren Verknappung von Lebensmitteln, Treibstoff und Medikamenten. Die Inflation schoss in die Höhe und verursachte immenses Leid, insbesondere unter gefährdeten Gemeinschaften. Die politische Instabilität, die durch Massenproteste (Aragalaya – „Kampf“) und Regierungswechsel gekennzeichnet war, hat das Vertrauen der Öffentlichkeit in die Führung weiter erschüttert.

Als Reaktion darauf spielte der NCCSL zusammen mit unseren Mitgliedskirchen eine entscheidende Rolle bei der Krisenhilfe, der interreligiösen Fürsprache und dem öffentlichen Engagement. Zu unserer Arbeit gehörte beispielsweise die Bereitstellung von Lebensmittelpaketen, medizinischer Hilfe und Bildungsunterstützung für

Sri Lanka hat bewegte Jahre hinter sich. Die angespannte wirtschaftliche und politische Lage führte auch zu Massenprotesten.

Familien in Not sowie die Zusammenarbeit mit Regierungsbeamt*innen, um auf die Auswirkungen von Inflation und Regierungsführungsproblemen auf die Gemeinden aufmerksam zu machen sowie die Zusammenarbeit mit buddhistischen, hinduistischen und muslimischen Leitungspersonen zur Förderung des friedlichen Dialogs und der sozialen Gerechtigkeit. Zudem arbeiten wir weiterhin eng mit dem Bildungsministerium und dem Ministerium für religiöse Angelegenheiten zusammen, um Schulen zu unterstützen, Fortbildungen für Lehrkräfte anzubieten und uns für ganzheitliche Bildungsreformen einzusetzen.

Inwieweit hat die politische Instabilität die sozialen Herausforderungen wie Armut, Inflation und Korruption verschärft – und wie hat sich das auf die Arbeit der Kirchen ausgewirkt?

Die politische Instabilität hat Armut und Ungleichheit in Sri Lanka verschlimmert. Heute haben fast 70 Prozent der Bevölkerung mit Ernährungsunsicherheit zu kämpfen. Der ständige Führungswechsel hat entscheidende wirtschaftliche und soziale Reformen verzögert. Korruption ist nach wie vor ein großes Problem und beeinträchtigt das Vertrauen der Öffentlichkeit in die Regierungsführung und die internationale Hilfe.

Für die Kirchen haben sich diese Herausforderungen auf verschiedene Weise ausgewirkt. So haben etwa viele Gemeinden aufgrund steigender Kosten

Schwierigkeiten, ihre gemeinnützige Arbeit aufrechtzuerhalten. Kinder aus einkommensschwachen Familien bekommen nur schwierig Zugang zu qualitativ hochwertiger Bildung, was zusätzliche Unterstützung durch die Kirchen erfordert. Außerdem mussten wir unsere Lobbyarbeit und die Zusammenarbeit mit den Ministerien intensivieren, um trotz ständiger Änderungen in der Regierungspolitik sicherzustellen, dass die Anliegen der Kirchen berücksichtigt werden.

Trotz dieser Schwierigkeiten setzt sich der NCCSL weiterhin für die Bereitstellung von Hilfe, die Förderung sozialer Gerechtigkeit und die Stärkung unserer von Kirchen geleiteten Initiativen in den am stärksten von der Krise betroffenen Gemeinden ein.

Was ist die wichtigste Aufgabe des neuen Präsidenten Anura Kumara Dissanayake?

Dissanayakes dringendste Aufgabe ist die Wiederherstellung der wirtschaftlichen Stabilität und des öffentlichen Vertrauens. Um das zu erreichen, muss seine Regierung Prioritäten setzen. Hierbei ist die Bekämpfung der Korruption besonders wichtig, um eine transparente Regierungs- und Amtsführung sicherzustellen. Zudem sollte er Wirtschaftsreformen umsetzen, die die Schwächsten schützen, Versöhnungsbemühungen verstärken, um lang anhaltende ethnische und religiöse Spannungen zu überwinden, und Bildungs- und Sozialfürsorgeprogramme verbessern und sicherstellen, dass glaubensbasierte Organisationen wie NCCSL effektiv dazu beitragen können. Wir hoffen, dass seine Leitung Gerechtigkeit, Verantwortlichkeit und Inklusion in der Regierungsführung fördern wird.

privat

Sujithar Sivanayagam

Wie bewerten Sie die aktuelle politische Lage nach der Wahl? Sehen Sie erste Anzeichen für Veränderung?

Das Wahlergebnis hat sowohl Hoffnungen als auch Bedenken geweckt. Obwohl Reformen erwartet werden, ist Sri Lanka politisch und sozial nach wie vor tief gespalten. Aber es gibt positive Anzeichen. Beispielsweise hat sich die Regierung bereits verpflichtet, wirtschaftlich umzustrukturieren und Schulden abzubauen. Sie hat zudem das Versprechen gegeben, repressive Gesetze aufzuheben und den Schutz der Menschenrechte zu verbessern. Dennoch bleiben einige Herausforderungen bestehen, darunter sind beispielsweise das Fehlen klarer Richtlinien für Sozialfürsorge und Bildung und die nur langsam voranschreitende Aussöhnung zwischen ethnischen und religiösen Gemeinschaften. Der NCCSL beobachtet weiterhin die Entwicklungen und setzt sich für Richtlinien ein, die Gerechtigkeit, Gleichheit und Menschenwürde schützen. Wir werden uns weiterhin gegen jede Politik einsetzen, die die demokratischen Freiheiten beeinträchtigt oder die Arbeit der Kirchen einschränkt.

Wie wirkt sich die wirtschaftliche Krise weiterhin auf die Bevölkerung aus, was tut die Politik und welche Rolle spielen die Kirchen in der Unterstützung der Menschen?

Trotz der Bemühungen um eine Erholung belasten Inflation, hohe Steuern und Arbeitslosigkeit die Menschen in Sri Lanka weiterhin. Viele Familien können sich immer noch keine Lebensmittel, Brennstoffe oder Schulgebühren leisten.

Aber natürlich braucht die Regierung ausreichend Zeit, um kritische Herausforderungen wie politische Instabilität und Wirtschaftskrisen anzugehen. Aber sie muss auch gewissenhaft daran arbeiten, das Vertrauen, das ihr von den Menschen im Land entgegengebracht wird, aufrechtzuerhalten und zu stärken.

Wir, die Kirchen und der NCCSL, spielen eine entscheidende Rolle, indem wir Ernährungsprogramme und Sozialfürsorgeinitiativen durchführen; Stipendien und Bildungsunterstützung für Familien in Not bereitstellen und uns für eine faire Wirtschaftspolitik einsetzen, die den Menschen Vorrang vor dem Profit einräumt. Um diese Bemühungen aufrechtzuerhalten, arbeiten wir eng mit Regierungsbehörden, Nichtregierungsorganisationen und internationalen Partner*innen zusammen.

Welche Rolle können die Kirchen in der Versöhnung zwischen den verschiedenen ethnischen und religiösen Gruppen spielen?

Wir spielen bereits jetzt eine wichtige Rolle. Denn die Kirche als einigende Kraft kann vieles erreichen. So fördert der NCCSL beispielsweise die interreligiöse Zusammenarbeit, indem er regelmäßige christlich-buddhistisch-hinduistisch-muslimische Dialoge zur

Buddhi Jayasundara/unsplash

Alex Azabache/unsplash

Inflation, hohe Steuern und Arbeitslosigkeit belasten die Menschen trotz erster Entspannungsmaßnahmen weiterhin.

Förderung des gegenseitigen Respekts eingeführt hat. Wir leisten auch Friedensarbeit an der Basis. Kirchengemeinden arbeiten etwa mit Schulen und Gemeinden zusammen, um Versöhnung und Gewaltlosigkeit zu lehren. Außerdem unterstützen wir Wahrheits- und Versöhnungsinitiativen, die vergangenes Unrecht anerkennen und Heilung fördern.

Welche langfristigen Veränderungen sind nötig, damit Sri Lanka eine stabile und gerechte Zukunft aufbauen kann?

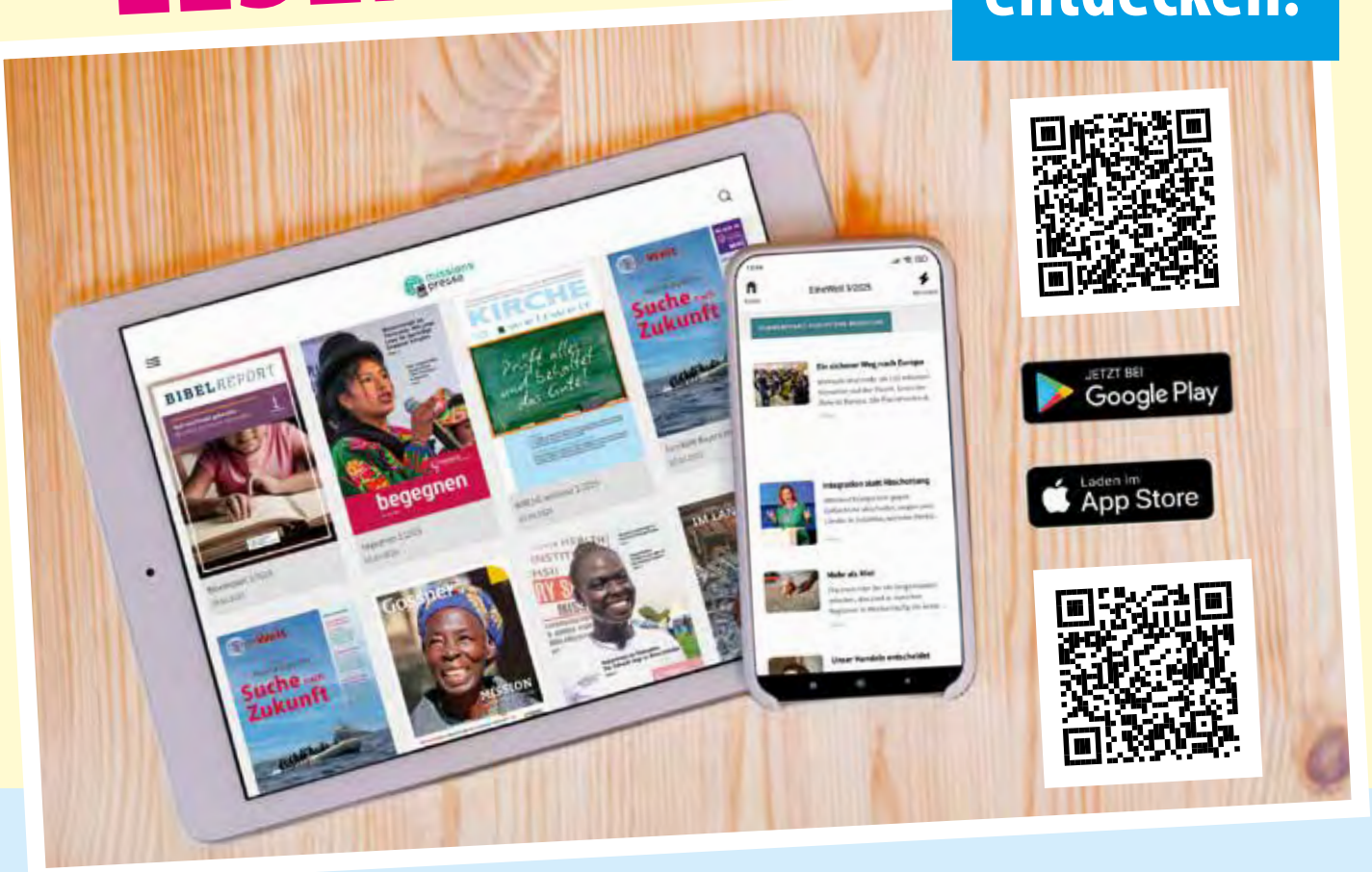
Um eine gerechte und stabile Zukunft aufzubauen, muss Sri Lanka weiter an seinen bekannten Themen arbeiten. Das heißt: Die demokratischen Institutionen müssen gestärkt werden, um Korruption und Autoritarismus zu verhindern. Die wirtschaftliche Gerechtigkeit muss gewährleistet und politische Maßnahmen geschaffen werden, die allen Bürger*innen zugutekommen und nicht nur der Elite. Auch Versöhnung und integrative Regierungsführung müssen gefördert und es muss sichergestellt werden, dass alle ethnischen und religiösen Gruppen eine Stimme haben. Und zu guter Letzt müssen Jugendliche durch Bildung und Führungskräftetraining gestärkt werden, damit sie eine Zukunft in Frieden und Wohlstand gestalten können. Auch der NCCSL hat sich verpflichtet, durch seine Programme für Interessenvertretung, Bildung und soziale Gerechtigkeit mitzuhelfen, auf diese Ziele hinzuarbeiten. Und wir hoffen, dass Sri Lanka aus dieser Krise mit einem erneuerten Engagement für Gerechtigkeit, Frieden und nationale Einheit hervorgehen kann.

Das Interview führte Tanja Stünckel.

ANZEIGE

LESEN UND LESEN LASSEN

Jetzt neue Funktionen in der App entdecken!



EineWelt jetzt noch besser lesen & hören!

Alles auf einen Blick! Nie wieder lange suchen – mit dem neuen Artikelfeed kann man schnell und einfach durch die Inhalte scrollen und direkt lesen.

Keine Zeit zum Lesen? Mit der Vorlesefunktion können Artikel ganz flexibel gehört werden – egal ob beim Pendeln, Sport oder Entspannen.

Wissen, worum es geht. Jeder Artikel wird in wenigen Sätzen zusammengefasst – blitzschnell die wichtigsten Informationen bekommen.

Jetzt Abo abschließen! info@demh.de | www.demh.de

missionshilfe verlag

Verlag der Deutschen Evangelischen Missionshilfe (DEMH)
Normannenweg 17-21
20537 Hamburg
Tel.: (040) 254 56-143
info@demh.de · www.demh.de

KOLUMNE

privat

Prof. Dr. Nozomu Hiroishi

ist ordinierter Pfarrer der United Church of Christ in Japan (UCCJ) und der Vorsitzende des Komitees für die Ökumene. Er studierte in den 90er Jahren evangelische Theologie in Zürich, Schweiz, und promovierte dort. Nach der Rückkehr nach Japan lehrt er als Professor für Neues Testament an der Rikkyo (St. Paul) Universität, Tokio, und verbringt derzeit sein Sabbatical an der Missionsakademie in Hamburg.

Seit der Apostel Paulus erklärte, es gelte das Prinzip „weder Jude noch Grieche" (Gal 3,28), ist die Überwindung ungleicher Machtverhältnisse und die Bildung interkultureller Gemeinschaft eine Herausforderung für die christlichen Kirchen weltweit, einschließlich Japan.

Die Geschichte des Christentums in Japan begann 1549, als der Jesuit Franz Xaver auf Kyushu, der südlichsten Festlandinsel, landete. Die Missionar*innen engagierten sich auch im Handel mit den südlichen Kolonien, verteufelten die traditionellen japanischen Religionen, und zogen sogar in Erwägung, spanische oder portugiesische Truppen herbeizurufen. 1587 allerdings wurden alle Priester aus dem Land vertrieben, und 1613 wurde das Christentum ganz verboten. In der Folge wurden viele japanische Christ*innen zu Märtyrer*innen.

Erst 1873, etwa drei Jahrhunderte später, wurde das Verbot aufgehoben. Die USA zwangen Japan, sich der Außenwelt zu öffnen. Viele protestantische Missionar*innen kamen. Das Christentum war aber eher eine Quelle für die schnelle Übernahme der westlichen Zivilisation. Japan war von 1895 bis 1945 die große Kolonialmacht in Ost- und Südasien. Das Tenno-System galt als Reichsreligion mit dem Kaiser als religiösem Oberhaupt. Meine Kirche, United Church of Christ in Japan (UCCJ, kurz: Kyodan), wurde 1941 durch den Zusammenschluss mehrerer protestantischer Denominationen gegründet. Mit der Kriegsniederlage (1945) aber verlor Japan die ganzen Kolonialgebiete, und erst mit der neuen Verfassung (1947) wurde die Religionsfreiheit garantiert.

Derzeit beträgt der Anteil der Christ*innen in Japan nur noch 0,8 Prozent der Gesamtbevölkerung. Das Christentum ist zwar in Schulbildung, Gesundheitsfürsorge und Sozialarbeit weiterhin anerkannt, viele lieben auch christliche Kunst, Musik und Literatur und feiern Weihnachten und Hochzeitszeremonien im christlichen Stil, aber ohne Glauben. Darin unterscheidet sich die Haltung der Gesellschaft nicht wesentlich von derjenigen vor 150 Jahren. Die Kolonialherrschaft Japans war von kürzerer Dauer als die des Westens. Der regierungstreue Kyodan sandte relativ wenige Missionar*innen in die besetzten Gebiete. Der Einfluss dort bleibt dementsprechend klein. Die Frage nach der Dekolonialisierung der Mission muss anders gestellt werden als in den Kirchen des Westens. Der jetzige Kyodan unterhält in Asien eine offizielle Kooperationsbeziehung zu den Kirchen in Korea (PCK, PROK und KMC), Taiwan (PCT) und Indonesien (GMIM), auch weil viele Menschen aus diesen Ländern in Japan arbeiten bzw. eingewandert sind. Gleichzeitig ist es ein Zeichen dafür, dass sie unser Schuldbekenntnis (1967) akzeptiert haben.

Eine der intern ungelösten Nachkriegsfragen für den Kyodan ist seine „Vereinigung" mit der Kirche in Okinawa, der südlichsten Inselkette Japans. Okinawa war 1945-1972 durch die USA okkupiert. Sehr viele US-Militärbasen existieren bis heute. Die beiden Kirchen wollten sich wieder vereinigen, aber in Wirklichkeit wurde die Kirche Okinawas in den Kyodan eingegliedert.

> Kirchen werden immer älter und kleiner

Die Kirchen in Japan werden immer älter und kleiner. Je introvertierter wir werden, desto schwieriger scheint es, uns anderen ethnischen Gruppen gegenüber zu öffnen. Es bleibt jedoch dabei, dass die christliche Botschaft über den Unterschied in Ethnizität, sozialem Status und Gender immer und egalitär hinausgeht. Das kann heute nur durch konkrete Begegnung erhalten bleiben, und darauf setzen wir.

Über die Missionsakademie

Weltweite Ökumene

An der Missionsakademie werden Stipendiat*innen aus Asien, Afrika und Lateinamerika begleitet, die sich in einem theologischen Promotionsstudium an der Universität Hamburg befinden.
Mehr erfahren: www.missionsakademie.de

Frieden beginnt mi

Katrin Lüdeke/EMW

Wie lässt sich Frieden gestalten – mitten in einer Welt voller Spannungen, Krisen und Vorurteile? Das Trainingsprogramm Frame the Future bringt junge Erwachsene aus Europa zusammen, um gemeinsam Kompetenzen für Dialog, Gerechtigkeit und Verständigung zu entwickeln.

WSCF-E

FRAME THE FUTURE
YOUTH PERSPECTIVES & PEACEBUILDING

Katrin Lüdeke/EMW

Katrin Lüdeke/EMW

Vernetzung beginnt mit Zuhören: Wer sich mutig auf neue Perspektiven und ungewohnte Situationen einlässt, schafft Raum für echte Begegnung. Gerade im interkulturellen Kontext ist das herausfordernd – und zugleich besonders bereichernd. Wer sich wagt, kann auch verändern – denn Frieden entsteht da, wo Menschen einander mit Offenheit begegnen. Das konnten die Teilnehmenden bei dem Workshop des Trainingsprogramms „Frame the Future" im Februar in Warschau erleben.

Die Welt wird globaler, aber nicht gerechter. Dass heute alles schnell erreichbar ist und mehr Informationen zur Verfügung stehen, sollte die Welt besser machen – stattdessen prägen Falschinformationen, Ängste und Ausgrenzung das Tagesgeschehen. Junge Menschen leiden besonders unter den Konsequenzen von globalen Konflikten, Kriegen und Klimakrise. Klar ist: Frieden passiert nicht einfach so – dafür braucht es Kompetenzen. Und diese lassen sich erlernen. Das Programm „Frame the Future" der World Student Christian Federation Europe bietet genau das: ein Training, das junge Menschen in ihrem Engagement für Gerechtigkeit und Frieden stärkt.

Bei einem viertägigen Workshop im Frühjahr in Warschau kamen junge Erwachsene aus sieben europäischen Ländern zusammen. Ihr Ziel: den eigenen Blick schärfen, die Kommunikationsfähigkeiten stärken, neue Perspektiven entdecken – und voneinander lernen. Unterstützt wurde die Veranstaltung vom Europäischen Ju-

t Begegnung

gendwerk des Europarats und dem Otto-per-Mille-Fonds der Waldenserkirche.

Konflikt, Kultur, Kommunikation

Wenn verschiedene Kulturen aufeinandertreffen, wächst nicht nur das Konfliktpotenzial, sondern auch die Bereitschaft, Frieden zu schließen. Doch guter Wille allein reicht nicht aus, es sind auch die passenden Fähigkeiten gefragt. Was braucht es also um für Gerechtigkeit, gegen Ausgrenzung und für Dialog einzutreten?

Mit praktischen Ansätzen widmete sich die Gruppe diesem Thema: bei Workshops, Arbeit in Kleingruppen, interaktiven Übungen und gemeinsamem Brainstorming ging es um die eigenen Vorurteile und Biases, um Kommunikationsstrategien und die Zusammenarbeit in einem vielfältigen und interkulturellen Team. Wie entstehen Missverständnisse und wie kann ihnen vorgebeugt werden? Wie wirken kulturelle Prägungen? Wie können sichere Räume geschaffen werden, in denen sich alle wohlfühlen und einbringen?

Sich in einen interkulturellen Kontext zu begeben, ist herausfordernd – und gleichzeitig bereichernd. Diese Erfahrung wurde während des Trainings spürbar. Es braucht die Bereitschaft, sich auf andere einzulassen, aufmerksam zuzuhören und Neues anzunehmen. Gleichzeitig ist es wichtig, sich selbst zu hinterfragen: die eigenen, oft unsichtbaren Vorurteile zu erkennen, die eigenen Privilegien wahrzunehmen. Und statt sich zurückzuziehen, erfordert genau das den Mut, offen, achtsam und respektvoll zu kommunizieren.

Wie lässt sich die eigene Macht nutzen? Wie lassen sich Geschichten nutzen, um Brücken zu bauen, Missstände sichtbar zu machen und Menschenrechte zu stärken? Storytelling ist ein starkes Werkzeug für Advocacy und Empowerment. Die Teilnehmenden lernten, wie Narrative Frieden stiften oder zerstören können und welche Verantwortung damit einhergeht. Wissen über ethisches Storytelling sensibilisiert für Framing, Falschinformationen und die eigene Position beim Erzählen. Denn die Macht, Geschichten zu erzählen, bedeutet auch Verantwortung. Bei weiteren Treffen in Finnland und Nordirland sollen diese Erfahrungen vertieft werden.

Wissen, Wirken, Wandel

Auch Warschau wurde zum Ort des Lernens. Zwischen Wiederaufbau und Wandel bietet die Stadt einige Kontraste. Neben der als UNESCO-Weltkulturerbe deklarierten Altstadt schieben sich Wolkenkratzer aus Stahl und Glas in die Höhe. Der Gegensatz regt zur Reflexion über Identität, Erinnerung und Interkulturalität an. Im Fokus stand die Auseinandersetzung mit ethischem Storytelling und Friedensrepräsentationen im öffentlichen Raum. Die Gruppe analysierte kritisch, wie Geschichte und Gegenwart vermittelt werden – unter anderem im Hinblick auf Repräsentation, Barrierefreiheit und kulturelle Zugänglichkeit. Wie offen, wie zugänglich sind die Erinnerungsorte wirklich? Was wird erzählt? Wer wird repräsentiert – und wer nicht?

Die Gruppe besuchte zentrale Orte des kulturellen Gedächtnisses wie das Denkmal des Warschauer Aufstands 1944, das an den 63 Tage andauernden Kampf der Bevölkerung gegen die deutsche Besatzungsmacht erinnert; das zerbombte und in den Siebzigern wieder aufgebaute Königsschloss oder das Maria-Skłodowska-Curie-Denkmal. Die Bronzestatue ehrt die Nobelpreisträgerin, die als erste Frau und erster Mensch zwei Nobelpreise erhielt. Ihr Name zeigt, wie Identität von Selbst- und Fremdbestimmung geformt wird – oft wird sie nur Marie Curie genannt, dabei nutzte sie bewusst auch ihren polnischen Nachnamen. Auch ihr erstes entdecktes Element benannte sie nach ihrer Heimat Polen – ein starkes Zeichen interkultureller Verbundenheit.

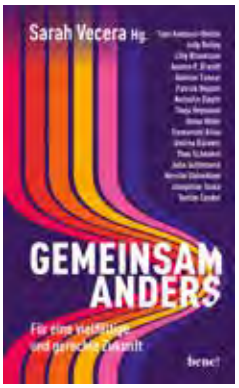
Die Stadt ist ein Spiegel kollektiver Identität, die immer im Wandel ist. Erinnerungen sind nie statisch, sie verändern sich. Umso wichtiger ist es, darauf zu achten, wie sie festgehalten und weitergegeben werden. Und sich selbst daran zu beteiligen.

Die Rückmeldungen der Teilnehmenden waren eindeutig: Sie fühlten sich gestärkt, vernetzt und gehört. Mitgenommen haben sie nicht nur Methoden und Wissen, sondern vor allem die Erfahrung, dass Frieden mit Begegnung beginnt. Der geschützte Raum war für viele ein Ort, um zu lernen, aber auch um sich zu öffnen, Schwäche zu zeigen und Emotionen zu teilen.

Was bleibt, ist der Wille, sich einzumischen. Denn Friedensarbeit beginnt nicht erst bei internationalen Konferenzen – sie beginnt im Alltag: im Klassenzimmer, in der Gemeinde, in Gesprächen mit Nachbar*innen, im Einsatz für gerechtere Strukturen. Das Training „Frame the Future“ macht jungen Menschen Mut, diese Verantwortung ernst zu nehmen – und zu handeln. Frieden ist kein Zustand. Frieden ist ein Prozess. Und jeder Schritt zählt.

Katrin Lüdeke arbeitet als Social Media Managerin bei der Evangelischen Mission Weltweit und war eine der Trainer*innen bei dem Workshop in Warschau.

Stimmen für eine gerechte Kirche



Sarah Vecera (Hg.)
Gemeinsam anders
Verlag: bene!
224 Seiten
ISBN 978-3-96340-334-7

Gemeinsam anders sein und gemeinsam die Kirche anders, neu gestalten – ein bisschen von beidem schwingt im Titel des Sammelbandes „Gemeinsam anders. Für eine vielfältige und gerechte Zukunft“ mit.

Das erste ist Realität: Diskriminierungserfahrungen verbinden. Das Nicht-Dazugehören schafft eine neue Gemeinschaft – ein gemeinsam anders. Die Vielfalt der erlebten Diskriminierungen zeigt, dass Kirche – wie auch die Gesellschaft – ein strukturelles Problem hat und es nicht einfach nur individuelle Erfahrungen sind.

Das zweite ist ein Wunsch: In dem von Sarah Vecera herausgegebenen Buch kommen Menschen zu Wort, die negative Erfahrungen mit der Institution Kirche gemacht haben, aber (noch) nicht bereit sind, aufzugeben. Die 17 Autor*innen erzählen von ihren persönlichen Erfahrungen, von ihren positiven und negativen Erlebnissen mit Kirche, von ihren Träumen und Wünschen.

Es ist unbequem, über diese Themen zu sprechen – über Rassismus, Sexismus, Behinderten- und Queerfeindlichkeit – aber es muss getan werden, damit es Veränderung geben kann. Das eigentliche Problem ist die Diskriminierung, nicht die Offenlegung. Den Schmerz, die Scham, die Enttäuschung – Kirche muss aushalten können, wenn Menschen berichten, dass Kirche für sie nicht der erhoffte Safe Space war.

„Gemeinsam anders“ ist auch eine Aufforderung an alle, die vermeintlich nicht von Diskriminierung betroffen sind. Denn in Wahrheit sind sie betroffen als Nutznießer*innen von Privilegien, die aus strukturellen Ungerechtigkeiten erwachsen. Und diesen müssen wir uns immer wieder bewusst werden. Veränderung ist oft ein schmerzhafter Prozess, und es ist leichter, beim Vertrauten zu bleiben. Aber Vielfalt stärkt eine Gemeinschaft, sie nimmt ihr nichts weg – sie bereichert sie.

Katrin Lüdeke

(Lese-)stoff zum Nachdenken

Luka Holmegaard
Look
Verlag: Weissbooks
176 Seiten
ISBN 978-3-86337-198-2

„Was weiß man schon über einen Menschen, indem man seine Kleidung, seinen Look liest? Mein spontaner Gedanke: Immer etwas und weniger als zuerst angenommen.“

Luka Holmegaards dritter Roman beschäftigt sich mit dem Lesen von Menschen und ihrer Kleidung. „Look” ist wie eine Patchworkdecke, auf den ersten Blick zusammenhanggslos, sprunghaft, aber am Ende ein kunstvoll gestaltetes Werk, das durch Vielschichtigkeit und Detailverliebtheit beeindruckt. Alltägliche Episoden aus dem Leben der Hauptfigur Ida ergänzen sich durch essayistische Abschnitte über die Modeindustrie und Blicke in die Popkultur – von Emily Dickinson über Goethes „Werther“ bis hin zu „Der Fänger im Roggen“. Holmegaard geht der Kleidung in all ihren Facetten auf den Grund, versucht den Unterschied zwischen Verkleidung und Kleidung zu definieren, überlegt, wie sich im Laufe der Zeit immer wieder ändert, was Frauen-, was Männerkleidung ist und wie sich Geschlechternormen wandeln.

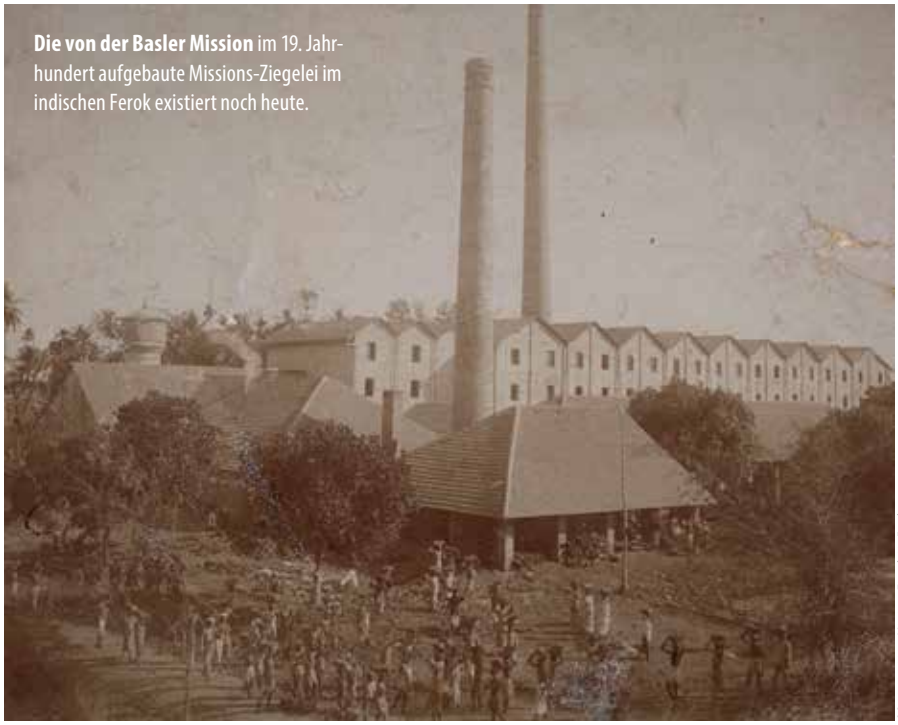
„To love is to pay attention“ – lieben heißt aufmerksam sein – der Satz zieht sich durch das Buch. Die Liebe zum Detail wird in Holmegaards poetischer, leichter Sprache immer wieder deutlich. Der Blick fällt aber auch auf die Schattenseiten, auf die unscheinbaren Nähte, auf ausgefranste Enden der Gesellschaft. Zwischen Selbstfindung und Selbstbestimmung bewegt sich Holmegaard im Kosmos Mode, Erwachsenwerden, Arbeitsstress und Mental Health. Die Erzähler*in Ida bricht immer mehr aus Normen aus, bewegt sich mal leicht, mal schwer zwischen den Geschlechtern und outet sich schließlich als nicht binär.

Auch das Buch mag sich nicht festlegen, ist es eine Mischung aus Prosa und Essay, springt zwischen Zeiten und Orten hin und her, zwischen Jobs, Galerien, Literatur und Filmen – gerade diese Vielschichtigkeit macht es so berührend und fesselnd.

Katrin Lüdeke

Ziegel um Ziegel

Da sie zum Christentum konvertierten, standen die Inder*innen im 19. Jahrhundert in den Gemeinden der Basler Mission ohne Arbeit da. Ziegeleien verschafften vielen ein neues Einkommen und zeugen von der Industrialisierung Südindiens. Die Fabriken existieren zum Teil noch, aber sie sind in ihrer Existenz bedroht.



Die von der Basler Mission im 19. Jahrhundert aufgebaute Missions-Ziegelei im indischen Ferok existiert noch heute.

QC-30.036.0007, Missions-Ziegelei in Ferok

Schon in den 1840er-Jahren schrieben Missionare in Indien nach Basel, dass zum Christentum übergetretene Inder*innen dringend Arbeitsmöglichkeiten bräuchten. Die Konvertierten wurden aus dem Kastensystem ausgeschlossen und durften darum ihren bisherigen Beruf nicht mehr ausüben. Um dem abzuhelfen, experimentierte die Basler Mission mit verschiedenen Erwerbszweigen.

Als erfolgreich stellten sich vor allem die Ziegeleien heraus. Sie führten das schwäbische Spitzdach aus „Basel Mission Tiles“ ein. Diese Ziegel waren ausserordentlich erfolgreich und wurden in viele Länder exportiert. Die erste Ziegelei wurde 1865 in Jeppo bei Mangalore erbaut. In industrieller Produktion fabrizierten nach fünf Jahren 60 Personen schon 209.000 Ziegel pro Jahr. Vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs arbeiteten in den sieben Ziegeleien knapp über 2000 Angestellte.

1916 beschlagnahmten die britischen Behörden die Fabriken und gaben sie trotz langer Verhandlungen nie mehr zurück in Basler Hände. Zwei Ziegeleien existieren noch, Jeppo und Ferok. Doch auch diese Fabriken sind vom Abriss bedroht.

Heute hat es sich ein indisches Architektenehepaar zur Aufgabe gemacht, die zwei noch verbliebenen Ziegeleien zu dokumentieren. Asha Sumra und Arijit Chatterjee verbrachten mehrere Tage im historischen Forschungsarchiv von Mission 21, um anhand von Fotografien und weiteren Dokumenten exakte Baupläne und Beschreibungen der Ziegeleien zu erstellen. Asha Sumra erklärt: „Durch den Besuch des Archivs konnte ich verstehen, wie die Ziegeleien entstanden sind und durch das Zeichnen der Pläne etwas festhalten, das verlorengehen könnte – für mich ist es ein Akt der Bestätigung ihrer Bedeutung.“

Durch eine Publikation hoffen die beiden Forschenden, auch die indische Bevölkerung vor Ort für die Wichtigkeit der Gebäude zu sensibilisieren. Es ist höchste Zeit, denn die Fabrik in Jeppo hat im Februar ihren Betrieb definitiv eingestellt.

Andrea Rhyn

Forschungsarchiv in Basel

200 Jahre Geschichte

Das historische Forschungsarchiv von Mission 21 dokumentiert mehr als 200 Jahre Missions- und Weltgeschichte. Menschen aus der ganzen Welt nutzen jedes Jahr unsere Bestände für ihre vielfältigen Forschungsfragen. Helfen Sie mit Ihrem Förderbeitrag, das Kulturgut dieses einzigartigen Archivs für die Nachwelt zu bewahren
www.mission-21.org/forschungsarchiv

Spaghetti mit Kirschtomatenfondue und Bocconcini

Zutaten für 4 Personen

- 400 g Spaghetti
- 4 Stangen Frühlingslauch
- 1 Knoblauchzehe
- Peperoncini nach Geschmack
- 2 EL bestes Olivenöl
- 12 Kirschtomaten vom Strauch
- 1 Prise Zucker
- 4 getrocknete Tomatenfilets in Öl
- 1 EL Taggiasca-Oliven
- 100 ml Tomatensauce
- 8 Basilikumblätter, fein geschnitten
- 4 Stiele Estragon, fein geschnitten
- 200 g Bocconcini
- Pink Salt Flakes
- Pfeffer aus der Mühle

Zubereitungszeit: ca. 25 Minuten

Zubereitung:

Die Spaghetti in reichlich kochendem Salzwasser „al dente" garen.

Den Frühlingslauch waschen und in Ringe schneiden. Den Knoblauch pellen und in feine Scheiben schneiden. Die Kirschtomaten waschen, halbieren und den Blütenansatz heraus schneiden. Die Tomatenfilets in Streifen schneiden, die Oliven halbieren. Den Frühlingslauch mit den Knoblauchscheiben in Olivenöl anschwitzen, die Kirschtomaten dazu geben, leicht würzen mit Zucker, Salz und Peperoncini.

Die Tomatensauce angießen, einmal aufkochen, die Tomatenstreifen, Oliven und Kräuter dazu geben, nochmals abschmecken.

Die Spaghetti durch ein Sieb abgießen und mit der Tomatensauce durchschwenken.

Die Bocconcini darauf setzen und mit Pink Salt Flakes und Pfeffer würzen.

Gekocht mit viel Lebensfreude & Spaß

Conny Wenk

Conny Wenk (Autorin), Verein 46PLUS (Hg.)

#46pluskocht – voll lecker

55 Lieblingsrezepte und viele Geheimtipps, Anekdoten und Einblicke!

Verlag

Was kommt dabei heraus, wenn 21 junge Hobbyköche mit Down-Syndrom für ein Kochbuch die Kochstudios und Küchen von 19 der bekanntesten und renommiertesten Köchinnen und Köche stürmen?

Ein Riesenspaß, strahlende Gesichter und jede Menge leckere Gerichte!

1x zu gewinnen siehe Rätsel

Conny Wenk, #46pluskocht – voll lecker, Neufeld Verlag, 240 Seiten, ISBN 978-3-86256-093-6

Conny Wenk

Alexander (17) ist ein durch und durch leidenschaftlicher Typ. Ob er hinterm Schlagzeug sitzt, sich auf dem Fußballplatz austobt oder mal eben die Küche durcheinanderwirbelt: Meistens ist er mit Begeisterung bei der Sache und lebt ganz im Augenblick. Auch sein Humor ist unschlagbar. Egal ob er Papa beim X-Box-Spielen auflaufen lässt, einen Mr. Bean-Sketch nachspielt oder selbst irgendeinen schrägen Witz gemacht hat – sein Lachen ist unwiderstehlich. Von so einem Typ lässt man sich natürlich gerne anstecken.

Alexander
begeisterter Koch

Cornelia Poletto
Spitzenköchin aus Hamburg

RÄTSEL

„Gemeinsam anders“ wird herausgegeben von Sarah …

Welche Konferenz fand 1884/85 statt?

In welcher indischen Stadt existiert noch eine Missions-Ziegelei?

In welcher Stadt befindet sich das Büro von „Casa de Panchita“?

Wie viele Jahre wird die EMW?

Kenias Hauptstadt

In welchem Land gibt es eine Open House-Tradition?

Worum geht es im Podcast „The Holy Club“?

Bitte das Lösungswort (farbige Felder senkrecht) bis zum 31.07.2025 (Datum des Poststempels) einsenden an:
Redaktion EineWelt, Normannenweg 17-21, 20537 Hamburg, raetsel@mission-weltweit.de.
Die Lösung aus Heft 1/2025 lautete ASYLRECHT.
Die Gewinner*innen wurden benachrichtigt. EMW-Mitarbeitende sind von der Teilnahme ausgeschlossen.
Das Los entscheidet, der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Die Einsendungen sowie Angaben zu Namen und Anschriften werden nur für die Verlosung genutzt und danach gelöscht.

ZU GEWINNEN

3x Kochbuch
#46pluskocht – voll lecker

siehe Seite 40

IM NÄCHSTEN HEFT

Albin Hillert/LWF

Weltgebetstagsland Nigeria: Zwischen Last und Hoffnung

Wirtschaftskrise, Nahrungsmittelknappheit, religiöse Diskriminierung, gewaltsame Angriffe und Terrorismus durch islamische Gruppen wie Boko Haram – Christ*innen in Nigeria, dem bevölkerungsreichsten Land Afrikas, sehen sich mit großen Herausforderungen konfrontiert. Wie sie diese Lasten tragen und was ihnen Hoffnung gibt, teilen die Frauen, die die Liturgie für den Weltgebetstag 2026 zusammengestellt haben. Erfahren Sie mehr über das Weltgebetstagsland Nigeria in der nächsten Ausgabe.

Mission EineWelt
Medienversand
Postfach 68 · 91561 Neuendettelsau

Telefon: 09874 9-1031
medien@mission-einewelt.de
www.mission-einewelt.de

Absender

Vorname, Name

Straße, Hausnummer

PLZ, Ort

Telefon

E-Mail

Geburtsdatum

Beruf

Bitte ausreichend frankieren

Deutsche Post
ANTWORT

Mission EineWelt
Alexandra Nießlein
Postfach 68
91561 Neuendettelsau

Mission EineWelt
Medienversand
Postfach 68 · 91561 Neuendettelsau

Telefon: 09874 9-1031
medien@mission-einewelt.de
www.mission-einewelt.de

Bitte ausreichend frankieren

Deutsche Post
ANTWORT

Mission EineWelt
Alexandra Nießlein
Postfach 68
91561 Neuendettelsau

Zur Vorlage beim Finanzamt

Bestätigung über Zuwendung an Körperschaften des öffentlichen Rechts.

Der Spendenbetrag ist bei der Lohn- und Einkommensteuer abzugsfähig.

Er wird vom Centrum Mission EineWelt zur Förderung der Mission verwendet.

Hinweis:
Dieser Beleg gilt bis 200,-- Euro zusammen mit Ihrem Kontoauszug oder einer Buchungsbestätigung Ihrer Bank als Zuwendungsbestätigung.

Für Spenden über 200,-- Euro erhalten Sie von uns eine Zuwendungsbestätigung.

Mission EineWelt
Weil es uns bewegt!

Postfach 68
91561 Neuendettelsau

Medienangebote von Mission EineWelt

(Versand zuzüglich Versandkosten)

☐ Exemplare

Gemeinsam unterwegs

Länderheft für Tansania

kostenlos

Weitere Angebote finden Sie auf:

www.mission-einewelt.de

Mission EineWelt
Medienversand
Postfach 68 · 91561 Neuendettelsau

Telefon: 09874 9-1031
medien@mission-einewelt.de
www.mission-einewelt.de

Bestellkarte zum Weitergeben

Kennen Sie schon die vielen Vorteile der Zeitschrift EineWelt?

- ☐ ausführliche Hintergrundinformationen
- ☐ bewegende Reportagen aus aller Welt
- ☐ Interviews und Meinungen
- ☐ 4 x im Jahr für nur 18,- Euro

☐ **Ja,** ich will gerne noch mehr über Mission und weltweite Ökumene erfahren. Bitte schicken Sie mir ein kostenloses **Probeheft** von EineWelt zu.

Gerne können Sie auch jetzt abonnieren!

☐ **Ja,** ich will die vielen Vorteile eines **Abonnements** nutzen und **EineWelt** zum Jahrespreis von 18 Euro.

Das Abonnement verlängert sich um jeweils ein Jahr, wenn es nicht mit einer Frist von sechs Wochen vor Ablauf des Bezugsjahres gekündigt wird. Widerrufsgarantie: Sie können die Abo-Bestellung innerhalb von zwei Wochen schriftlich widerrufen. Zur Fristwahrung genügt die rechtzeitige Absendung an folgende Adresse: Mission EineWelt, Abo-Service, PF 68, 91561 Neuendettelsau

Vorname, Name

Straße, Hausnummer

PLZ, Ort

Datum, Unterschrift

SEPA-Überweisung/Zahlschein

Name und Sitz des überweisenden Kreditinstituts

BIC

Für Überweisungen in Deutschland und in andere EU-/EWR-Staaten in Euro.

Angaben zum Zahlungsempfänger: Name, Vorname/Firma (max. 27 Stellen bei maschineller Beschriftung max. 35 Stellen)

Mission EineWelt

IBAN

DE12520604100001011111

BIC des Kreditinstituts/Zahlungsdienstleisters (8 oder 11 Stellen)

GENODEF1EK1

Mission EineWelt
Weil es uns bewegt!

Betrag: Euro, Cent

Bitte geben Sie für eine Spendenbestätigung Ihren Namen und Ihre Adresse an!

Spenden-/Mitgliedsnummer oder Name des Spenders: (max 27 Stellen)

Klimahilfsfonds

ggf. Stichwort

PLZ und Straße des Spenders: (max. 27 Stellen)

Angaben zum Kontoinhaber/Zahler: Name, Vorname/Firma, Ort (max. 27 Stellen, keine Straßen- oder Postfachangaben)

IBAN

D E 06

SPENDE

Datum

Unterschrift(en)

Beleg/Quittung für den Auftraggeber

IBAN des Auftraggebers

Empfänger

IBAN — bei (Kreditinstitut)

EUR

Verwendungszweck

Klimahilfsfonds

Auftraggeber/Einzahler (genaue Anschrift)

EineWelt

Mission EineWelt

Weil es uns bewegt!

Klimahilfsfonds

für die Menschen in unseren Partnerkirchen

Die Klimakrise trifft viele Länder im Globalen Süden besonders hart. Mission EineWelt hat einen Klimahilfsfonds eingerichtet, um den betroffenen Menschen in Kenia, Brasilien, Tansania und in weiteren Partnerkirchen langfristig helfen zu können. Jede Hilfe zählt – sei es für Lebensmittel, Kleidung, medizinische Versorgung oder den Wiederaufbau von Infrastruktur.

Bitte unterstützen Sie mit Ihrer Spende die Menschen in unseren Partnerkirchen, die unter den Folgen der Klimakatastrophe leiden. Ihre Spende wird unmittelbar und zielgerichtet eingesetzt.

Mission EineWelt • Stichwort: 1410190 Klimahilfsfonds
IBAN: DE12 5206 0410 0001 0111 11 • BIC: GENODEF1EK1
Evangelische Bank eG